

Frankfurter Allgemeine

Magazin

MAI 2020



ZU HAUSE

CHANEL





VICENZA

FOPE

DAL 1929

fope.com

BEI UNS ZU HAUSE



Eine Art Rettungsseil musste her. Wir hatten schon die Modestrecke der letzten Ausgabe in Paris vor die Haustür unserer Fotografin verlegt, denn niemand durfte mehr reisen. Und wo sollten wir nun für dieses Heft eine Schmuckstrecke aufnehmen, wie wir sie jedes Frühjahr produzieren? Ganz einfach: zu Hause. Elf Redakteurinnen dieser Zeitung haben in ihren Schatullen gekramt und ihr liebstes Schmuckstück herausgeholt. Unser Fotograf Frank Röth hat sie zu Hause besucht, denn sie alle arbeiten im Homeoffice. Er hielt Abstand, gab seinen Kolleginnen nicht die Hand, fotografierte die guten Stücke in ihrem natürlichen Habitat und verarbeitete die Bilder nachts, weil er tagsüber eine ganze Woche lang unterwegs war in Frankfurt und Umgebung. Es sind nicht nur Schätze, die wir da entdeckt haben, sondern auch Erfahrungsschätze. Mit anrührenden Geschichten von einem Vater, der eine Medaille nie loslassen konnte, von einer wunderbaren Begegnung in einem Geschäft an der New Yorker Upper East Side, von seltenen Expeditionen im Himalaja und Zufallsfunden auf Nebenwegen des Lebens. In diesen Zeiten haben solche Werte plötzlich einen ganz anderen Wert. Zu Hause zu bleiben, das heißt auch, sich auf sich selbst zu besinnen, auf Bücher, Fotos, Herkunft, Familie. Auf das, was man hat, nicht auf das, was man haben könnte. Für all unsere Kollegen haben diese Fotos noch einen Wert: Endlich hat man die Kolleginnen mal wieder vor Augen, die man nun schon seit zwei Monaten nicht mehr auf dem Flur, im Aufzug oder bei der Abstimmungskonferenz gesehen hat. Selbst wenn man sie seit zehn Jahren kennt, sieht man sie hier und heute mit ganz anderen Augen. Und wenn Sie jetzt fragen: Was ist mit all den Redakteurinnen, von denen man hier im Magazin sonst oft liest, weil sie zu unserem Ressort gehören? Wo, bitte, sind Julia Anton, Johanna Dürholz, Leonie Feuerbach, Karin Truschheit, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner? Sie haben den anderen Ressorts den Vortritt gelassen, denn dieses Magazin besteht aus dem ganzen Haus. Eine Kollegin fragte gar: Und was ist mit den Männern? Über die schweigen wir einfach mal. *Alfons Kaiser*

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Patricia Andrae, Julia Anton, Julia Bühr, Jessica von Blackovic, Gerald Braunberger, Dr. Marco Dietweiler, Sofia Dreisbach, Johanna Dürholz, Claus Eckert, Leonie Feuerbach, Christine Gensmantel, Livia Gerster, Dr. Rose-Maria Gropp, Aylin Güler, Martin Häußermann, Svea Junge, Marie Lisa Kehler, David Klausbert, Verena Lueken, Antonia Mannweiler, Anke Schipp, Peter-Philipp Schmitt, Bernd Seidel, Jörg Thomann

Bildredaktion:
Henner Flohr

Art-Direction:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller, www.faz.media

Hersteller:
Andreas Giertch

Lay-out:
Verena Lindner, Anja Tischulena

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Prinovis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300
90471 Nürnberg

LA FEMME PRADA



L'EAU

L'HOMME PRADA



L'EAU



THE NEW FRAGRANCES

#pradaleau



JÜRGEN MICHAELSEN ist ein „Gast im Glück“. Daher hat der deutsche Modemacher aus Paris auch sein Erinnerungsbuch so genannt. Der Vorabdruck eines Kapitels aus dem witzigen Werk zeigt aber, dass der Geschmack des Kaufmannssohns aus Bremen zu Beginn zu wünschen übrig ließ (Seite 34). Seitdem jedoch ist das Leben von Yorn, wie Dior ihn taufte, maßgeschneidert.



JOHANNA DÜRRHOLZ hat sich im Homeoffice ganz gut eingerichtet – und sich gefragt, wie es für andere ist, die sonst wieder reisen, wenn sie nur noch daheim sind. Wie kommen die jetzt runter? Einige Influencerinnen haben ihr Bilder aus ihren Oasen daheim geschickt (Seite 14). Die entspannen ja echt!



JÖRG THOMANN, der an die Platte „Let It Be“ erinnert, die vor genau 50 Jahren herauskam (Seite 26), hat vor zwei Jahren Paul McCartney im Liverpooleser „Cavern Club“ erlebt und einmal kurz mit Ringo Starr telefoniert. Alle Beatles zu treffen, das wird dem Redakteur aus dem Ressort „Leben“ der Sonntagszeitung leider verwehrt bleiben. Vielleicht gelingt es ihm mit ihren Witwen: Yoko Ono und Olivia Harrison hat er bereits interviewt.

FOTOS: PAUL LEHR, JUSTINA THOMANN-FREYGOBA, FRANK ROTH, PRIVAT (2)

MITARBEITER

HANS-JOCHEN VOGEL war Unteroffizier in der Wehrmacht. Das Kriegsende erlebte der ehemalige SPD-Vorsitzende in Italien. Für uns erinnern sich Hans-Jochen und sein Bruder Bernhard Vogel an das Frühjahr 1945. Und auch Gotthilf Fischer, Christa Ludwig, Friedrich Nowotny, Liselotte Pulver, Walther Tröger und Dorothee Wilms erzählen uns ihre Kriegserlebnisse – die auch ihre Karrieren maßgeblich beeinflusst haben. (Seite 18)



ANTONIA MANNWEILER war als Mädchen von der Schmuckschatulle ihrer Mutter fasziniert. Aber sie selbst wollte so wertvollen Schmuck lieber nicht tragen: zu zerbrechlich. Die Finanzredakteurin dieser Zeitung trägt bis heute keinen teuren Schmuck, berichtet aber gerne über ihn und über Wertanlagen jeglicher Art. In diesem Heft erzählt die Siebenundzwanzigjährige als eine von mehreren Redakteurinnen von ihrem Lieblingsschmuckstück (Seite 32), einer Anlage mit sentimentalem Wert.





BY APPOINTMENT TO THE ROYAL DANISH COURT

LINDBERG

danish design by · made by

Zeichen der Zeit:
Wir zeigen 16 neue
Uhren, auf die zu
schauen sich lohnt – zum
Beispiel die Frederique
Constant Chronograph
Flyback. (Seite 24)



Hoffnung für Europa: Ben
Dolic sollte Deutschland beim
ESC vertreten und ist nun
startdessen in der Show
„Europe Shine a Light“ zu
sehen. Vorher stellt er sich
unserem Fragebogen. (Seite 42)



ZUM TITEL

Das Amulett der F.A.Z.-
Redakteurin Patricia Andreae
fotografierte Frank Röth am
7. April in ihrer Wohnung.

- 16 VICTOIRE DE CASTELLANE
- 18 LISELOTTE PULVER
- 19 FRIEDRICH NOWOTTNY
- 22 CHRISTA LUDWIG
- 36 ALEXANDER HUBER

AUF KURS Die Börse bewegte
die Deutschen schon vor 50 Jahren
– zumindest kurzfristig. *Seite 10*

IM NU Lotti Huber wurde nach
einem aufregenden Leben noch
mit 74 Jahren zum Star. *Seite 12*

IN SICHT Influencerinnen
machen sich jetzt von daheim
aus ein Bild der Lage. *Seite 14*

BEI MIR Auch im Homeoffice
wird geflirtet – nur eben online.
Und vormittags. *Seite 23*

AN ALLE Schlicht und einfach
gesund: Die Gazpacho ist wie
gemacht für den Sommer. *Seite 38*

BEI UNS Aus aktuellem Anlass:
Wir zeigen Frankfurts schönsten
Seiten. *Seite 40*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 13. Juni bei.
Im Netz: www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin



Finale: Vor 50 Jahren
erschien die letzte Platte
der Beatles: „Let It Be“.
Die Geschichte eines
zweispaltigen Werks.
(Seite 26)

FOTOS: DIETER RÜCHEL, HERSTELLER: DPA, HIPPI-FOTO



Brot statt Spiele:
In Corona-Zeiten ist
Gelegenheit, Neues zu
probieren – zum Beispiel,
sein eigenes Brot zu backen.
Wir sagen, worauf es
ankommt. (Seite 41)



Aus der F.A.Z. vom 30. Mai 1970: Interessierte blicken vor einer Anzeigetafel an der Frankfurter Kaiserstraße auf die Kurse der Wertpapierbörse.

Foto Lutz Kleinhans

Vor fünfzig Jahren

Eine Börse für das Volk wünschen seit Jahrzehnten jene Menschen, denen die private Vermögensbildung am Herzen liegt. Eine frühe Gelegenheit, die der Börse häufig skeptisch gegenüberstehenden Deutschen von den Vorzügen des Aktienmarkts zu überzeugen, ergab sich von den späten fünfziger bis zur Mitte der siebziger Jahre. Unser Foto, aufgenommen im Jahre 1970 auf der Frankfurter Kaiserstraße, entstammt dieser Zeit.

Ende der fünfziger Jahre hatte der damalige Bundesschatzminister Hermann Lindrath mit der Schaffung sogenannter Volksaktien den Startschuss für eine breite Vermögensbildung mit Hilfe der Börse gegeben. Lindrath wollte auf diese Weise eine Idee der Sozialen Marktwirtschaft in möglichst vielen Menschen verankern. „Wirtschaftsbürger in einer echten Wirtschaftsdemokratie“, lautete sein Motto. Im März 1959 begann der Staat mit der Plazierung von Aktien der später als Preussag bekannten Preußischen Bergwerks- und Hütten-AG. Der legendäre Finanzjournalist Heinz Brestel schrieb in der F.A.Z.: „Die Preussag-Privatisierung profitierte von der größten Nachkriegshausse an der deutschen Börse, die erst 1961 endete.“ In den sechziger Jahren folgten mit Volkswagen und dem Energieunternehmen Veba zwei weitere „Volksaktien“.

Das wachsende Interesse der Deutschen für die Aktienanlage veranlasste im Jahre 1961 die F.A.Z., mit dem 100 Werte umfassenden F.A.Z.-Aktienindex ein täglich neu berechnetes Barometer des deutschen Aktienmarkts zu veröffentlichen, das bis zur Gründung des Deutschen Aktienindex Jahrzehnte später eine führende Rolle in der deutschen Finanzwelt spielte. Die frühere Berechnung des F.A.Z.-Aktienindex erscheint uns heute ebenso historisch wie das Foto: Mitarbeiter eines damaligen Serviceunter-

nehmens schrieben um die Mittagszeit mit der Hand die Börsenkurse auf Listen. Diese Listen fuhren sie auf einem Moped zur F.A.Z. ins Frankfurter Gallusviertel. Von dort brachte ein Mitarbeiter der Zeitung die Börsenkurse zu einer amerikanischen Firma nach Frankfurt-Rödelheim, die in der Lage war, die Kurse auf Lochkarten zu speichern, und die mithilfe der Karten am Nachmittag den neuen Stand des F.A.Z.-Index berechnete. Aus Rödelheim fand der Index dann den Weg in die Zeitung.

Das Leitbild des „Wirtschaftsbürgers in einer Wirtschaftsdemokratie“ ist heute wie vor einem halben Jahrhundert eher Wunsch als Wirklichkeit – obgleich nach den Berechnungen des Deutschen Aktieninstituts im vergangenen Jahr immerhin 9,7 Millionen Menschen in Deutschland Aktien oder Anteile an Aktienfonds besaßen. Schon kurz nach der Schaffung von „Volksaktien“ zeigte sich, dass viele Menschen, die seinerzeit erstmals Aktien kauften, ihre Papiere nach kurzer Zeit wieder verkauften, wenn die Kurse gestiegen waren. Auch das Interesse der Menschen auf unserem Foto, die im Jahre 1970 so aufmerksam die Kurse betrachteten, dürfte daher in erster Linie der kurzfristigen Kursentwicklung gegolten haben.

Heute wie damals gilt die Aktie in erster Linie als ein spekulatives Wertpapier, das sich nur für gut betuchte Anleger eignet. Schlechte Erfahrungen nach der Plazierung von Aktien der Deutschen Telekom vor rund 20 Jahren haben zum fragwürdigen Image der Aktie beigetragen. Dabei zeigen langfristige Untersuchungen, dass auch Privatanleger von Aktienanlagen profitieren können, sofern sie nur wenige Grundregeln einhalten. Aber es ist heute wie vor 50 Jahren: Die meisten Menschen schauen den Kursen lieber zu und sprechen über sie, als sich selbst zu engagieren. *Gerald Braumberger*

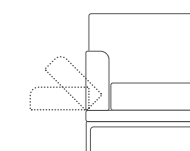


Stoff oder Leder?



innovative seating comfort since 1963

Die klaren Linien des Rahmens und des Gestells verleihen dem Sofa Glove Pure seine elegante und junge Ausstrahlung. Die einzigartige Armlehnenmechanik ermöglicht einen maßgeschneiderten Komfort. Erhältlich in Breiten ab 140 cm, integrierbar in alle Wohnraumgrößen. Kaufen Sie jetzt ein Sofa Glove Pure und Sie erhalten das Sofa in allen Stoffen und Ledern zum **günstigsten Stoff- oder Lederpreis**.
Sonderaktion gültig vom 15. April bis zum 15. Juli 2020. Bedingungen bei Ihrem JORI-Händler.



LOTTI HUBER

DIE UNWÜRDIGE GREISIN

1912 - 1998

I. Die von klein auf eigenwillige Lotti Huber wuchs in einer großbürgerlichen jüdischen Familie in Kiel auf. Wie so viele deutsche Juden glaubte sie zunächst, dass der Terror der Nazis ein schnelles Ende finden würde.

II. Sie verliebte sich in den Sohn des Kieler Oberbürgermeisters. 1937 wurden die beiden wegen „Rassenschande“ denunziert. Noch in der Untersuchungshaft wurde ihre Jugendliebe erschossen. Lotti Huber verschleppten die Nazis in das KZ Lichtenovag.

III. Ein Jahr später wurde sie freigekehrt. Sie ging nach Jerusalem und entfaltete eine trotzig Lebensfreude. Obwohl nur 1,50 Meter groß, studierte sie Tanz und nahm Unterricht bei Kurt Weill und Arnold Schönberg. Parallel wurde sie ein gefeilter Variété-Ster im Nahen Osten und heiratete einen britischen Offizier.

IV. Nach dem Krieg gingen die beiden nach Zypern, wo sie sich jedoch bald trennten. Lotti Huber eröffnete ein Restaurant, heiratete wieder und zog mit ihrem zweiten Mann erst nach London und 1985 nach Berlin.

V. Nach dem Tod ihres Mannes 1971 hielt sie sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser. 1984, im Alter von 74 Jahren, folgte dann eine Wende in ihrem Leben: Der Regisseur Rosa von Praunheim entdeckte sie und widmete ihr unter anderem den dokumentarischen Film „Alfengell“. Sie verkündete: „Nun beginnen die kreativen Jahre.“

VI. Über Nacht wurde Lotti Huber ein Star, tourte durch Deutschland, hatte eine eigene Fernsehshow und drehte einen Film mit David Bowie. 1990 landete sie mit ihren Memoiren einen Bestseller.

VII. Ihre Beerdigung 1998 wurde ein großer bunter Umzug mit 500 Gästen. Der Rabbiner erlitt einen Schwächeanfall. Lotti Huber hätte es bestimmt gefallen.

„Männer sind das Salz in der Suppe des Lebens, die richtige Dosierung muss jede Frau für sich allein herausfinden.“

„Ich bin nicht die alte, weise Frau, die erhaben über dem Leben steht. Ich riskiere, ich fordere heraus, ich will mittendrin stehen. Jede Zeit ist meine Zeit.“

„Wenn ich tot bin, dann freut euch. Das Leben geht weiter.“

Lotti Huber Diese Zitate hat noch viel Saft!

Von Simon Schwartz

MR MARVIS
AMSTERDAM



ENTDECKE DIE PERFEKTEN SHORTS

HANDGEFERTIGT
IN PORTUGAL

VERFÜGBAR IN
40 FARBEN

ELASTISCHER HOSENBUND
PASST SICH DIR AN

VERSTECKTE
REISSVERSCHLUSSTASCHE

KOSTENLOSER
VERSAND & RETOUR

BESTELLE JETZT DEINE MR MARVIS SHORTS BEI MRMARVIS.DE

exklusiv online erhältlich

PRÊT-À-PARLER

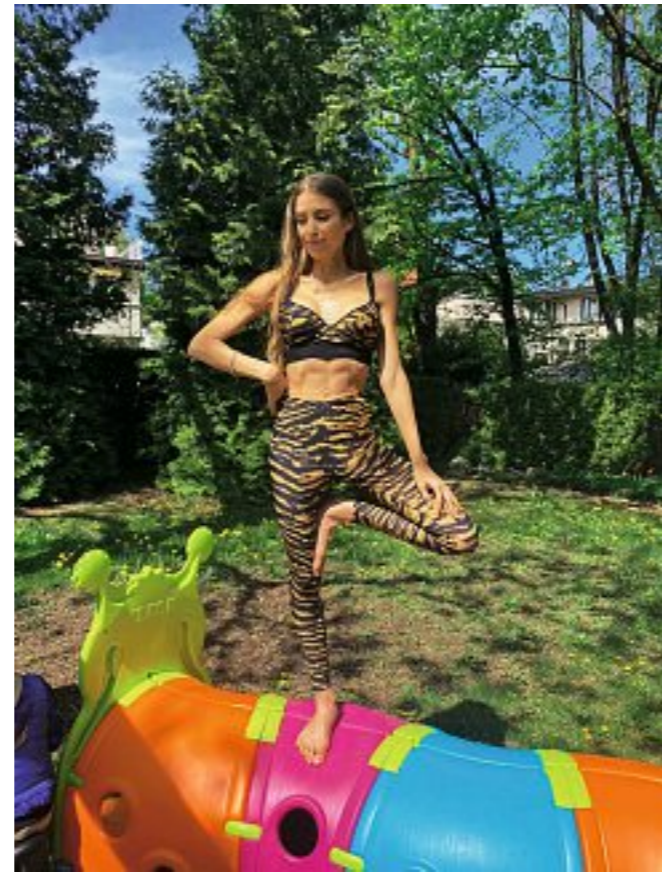


INFLUENCERINNEN ALLEIN DAHEIM

Und, wohin ziehen Sie sich gerade zurück? Haben Sie einen Balkon, womöglich sogar einen Garten? Oder nehmen Sie doch mit dem Park vorlieb? Da kann man zumindest gemeinsam einsam sein und seine Runde drehen, während es noch ganz viele andere tun. Wir haben uns gefragt: Wie ist es eigentlich für Menschen, die sonst viel reisen und sich dabei zeigen? Die Berufs-Influencerinnen müssen sich ja auch mal ausruhen. Und nicht mal sie können in die Sonne fliegen. Wohin auch? Und in welches Hotel? Oase daheim ist also angesagt. Wir haben bei einigen nachgefragt: Was heißt das für sie, jetzt gerade, zu entspannen? Wohin ziehen sie sich zurück?

Untätig sind sie jedenfalls auch zu Hause nicht – Homeoffice sind sie vielleicht eh gewöhnt. Jedenfalls haben Cathy Hummels („Das Zuckerfrei-Kochbuch für Kinder“) und Vreni Frost („Glanz und Gloria – der Universalreiniger für ein besseres Leben“) gerade erst ein Buch veröffentlicht. Caro Daur (oben links) erholt sich. „Mein Lieblingsort während dieser Zeit ist das Wohnzimmer“, sagt sie. „Ab und zu bin ich gern für mich alleine – reflektiere mich und auch die derzeitigen Umstände, arbeite an neuen Projekten, lese, telefoniere mit Freunden oder höre einen Podcast.“ Und am liebsten? „Sitze ich mit meiner Familie beisammen.“ Familie kann ja auch Erholung bedeuten (kommt wohl auf die Familie an). Cathy Hummels (oben rechts) ist am liebsten im Freien. „Auch wenn der Garten noch nicht fertig ist, ist er unser *happy place*. Hauptsache frische Luft, viel Spielzeug und gemeinsame Zeit. Ich mache Yoga, und Ludwig radelt.“ Sehr aktiv, die Frau Hummels.

Marie von den Benken (unten rechts) ist gar unter die Heimwerkerinnen gegangen. „Ich streiche sogar meine Paletten selbst, aus denen ich mir ein Bett auf dem Balkon bauen möchte. Ich erwarte den Anruf von ‚Schöner Wohnen‘ minütlich.“ Und dann gibt es da noch die, die richtig entspannen, so wie Vreni Frost (unten links). „Besonders gerne bin ich vormittags in der Badewanne, weil ich jetzt einfach mal Zeit dafür habe und meine zwei Kater dann um mich herumwuseln.“ Ein erholsamer Start. (jdbz.) Foto privat



DER MANN, DER DEN MODERNEN SCHMUCK ERFAND

Schmuck bemaß sich für René Lalique nicht am Wert des Materials. Er arbeitete auch mit Horn, Emaille und Glas. Das war für die damalige Zeit ausgesprochen ungewöhnlich. Und doch prägte der Franzose mit seinem Schmuck das ausgehende 19. Jahrhundert und damit die Art-nouveau-Epoche, also den Jugendstil, wie kein anderer Juwelier in jener Zeit. Für Emile Gallé, seinen nicht minder berühmten Landsmann, ist Lalique der „Erfinder des modernen Schmucks“.

René Lalique wurde vor 160 Jahren in Ay in der Champagne geboren. Mit 16 Jahren schon begann er bei dem Pariser Juwelier Louis Aucoc zu arbeiten. Danach studierte er an der École des Arts Décoratifs, ging eine Zeitlang nach England, arbeitete unter anderen für Boucheron und Cartier, bevor er 1885 die Werkstatt des Juweliers Jules Destape übernahm.



Damit begann eine Ära. Paris und bald die ganze Welt bewunderten die meist filigranen und oft sehr zerbrechlichen Werke Laliques, der sich von den „drei F“ inspirieren ließ, wie es heißt: Frauen, Fauna und Flora.

Sie zeigen sich auch in seinen Glas- und Kristallkreationen, auf die sich Lalique – nach einer Zusammenarbeit mit dem Parfümeur François Coty – und mit ihm seine Kinder Suzanne und Marc zunehmend konzentrieren sollten. 1913 erwarb René Lalique die Glashütte in Combs-la-Ville, 1921 errichtete er in Wingen-sur-Moder in den nördlichen Vogesen eine neue Manufaktur. Von dort gehen Glasserien „für die gehobene Tischkultur“ bis heute um die ganze Welt. In Wingen-sur-Moder befindet sich auch das Musée Lalique. René Lalique selbst starb vor 75 Jahren – im Mai 1945. (pps.)

FOTO: FOTOFINDER

RUG STAR

Storytelling Craftsmanship



Eden
Butterfly No. 01
hand knotted Tibetan weave
30 % finest silk

Berlin
RUG STAR
Rosa-Luxemburg-Str. 27
10178 Berlin
+49 (0)30 30 87 54 47
info@rugstar.com
www.rugstar.com

Augsburg
RUG STAR by Kröll & Nill
Zeuggasse 9
86150 Augsburg
+49 (0)821 455 06 30
teppiche@kroell-nill.de
www.rugstar-augsburg.de

Stuttgart
RUG STAR by Sorg Carpet
Am Schillerplatz 4
71522 Backnang
+49 (0)7191 911 2226
kontakt@sorgcarpet.de
www.rugstar-stuttgart.de



SNEAK AROUND (19) GENESIS G-SOLEY

Wochenlang waren viele Bekleidungsgeschäfte in Deutschland geschlossen, um die Ausbreitung des Coronavirus einzudämmen. Die Modebranche hat in dieser Zeit aber nicht geschlafen, sondern sich hinter verschlossenen Türen weiter intensiv mit dem Thema Nachhaltigkeit beschäftigt. Schließlich entscheiden sich immer mehr Menschen für einen umweltbewussten Lebensstil.

So werden auch Sneaker aus nachhaltiger Produktion immer beliebter. Die Herstellung von Turnschuhen durch die großen Sportartikelhersteller sind bekanntermaßen eine immense Belastung für Mensch und Umwelt. Immer mehr alternative Mode-Labels wollen das ändern. Auch ich verfolge seit einigen Jahren, welche Lösungen die großen Marken bieten und welche neuen Labels man im Auge behalten sollte. Adidas hat schon 2016 einen Schuh aus Plastikmüll hergestellt und verspricht immer wieder Teillösungen. Und es entstehen immer mehr Labels, die sich ganz auf nachhaltige Sneaker konzentrieren.

Dazu gehört auch Genesis Footwear. Auf der Modemesse Seek in Berlin hörte ich 2019 zum ersten Mal von der Marke und war begeistert vom Look der Schuhe. Damals gab es Genesis-Sneaker noch nicht im Einzelhandel. Seit Februar 2020 sind nun mehrere Modelle auf dem Markt. Die Preise liegen zwischen 79 und 129 Euro. Der Gründer Jens Huesken, der auch für die Skater-Marke Djinn's verantwortlich zeichnet, setzt im gesamten Herstellungsprozess auf soziales Handeln, nachhaltige Materialien und Produktion.

Das Obermaterial besteht aus recyceltem PET sowie veganem Leder aus Blättern der Elefantenohr-Pflanze, was angeblich eines der innovativsten und umweltfreundlichsten Materialien ist. Die Pflanzen werden umweltschonend angebaut, die organischen Abfälle werden kompostiert. Für die Details der Sneaker wird die Fischhaut des Pirarucu verwendet, eines Süßwasserfisches im Amazonas, die sonst ein Abfallprodukt ist. Das Material ist reißfester als Rind-



leder. Die Sohlen der Sneaker bestehen zu mindestens 40 Prozent aus Naturkautschuk, kein anderes Label erreichte bisher diesen Wert. Gefertigt werden sie in China, in der Provinz Fujian, da die meisten Materialien und Zulieferer aus Asien kommen. Nach Europa geliefert werden sie klimafreundlich mit dem Zug über die alte Seidenstraße. Die Fabriken in Asien entsprechen in allen Belangen europäischen Standards: Die Arbeiter haben eine Fünf-Tage-Woche und werden für jede Stunde vergütet.

In allen Lebensbereichen ist der Schutz der Umwelt wichtig. Wir müssen schonend mit unserem Planeten und seinen Ressourcen umgehen. Jeder kann einen Beitrag dazu leisten – auch beim Sneaker-Kauf. *Aylin Güler*



VICTOIRE DE CASTELLANE ENTWIRFT SICH NEU

Die zwanziger Jahre haben begonnen. Schmuckkünstler scheinen deshalb gleich an die zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts zu denken, als der Jugendstil in jedem Sinne zur schönsten Blüte gereift war. „Für meine neue Linie habe ich mich vom Art déco anregen lassen“, sagt auch Victoire de Castellane, die seit langem den Schmuck von Dior entwirft – und dadurch vielleicht zur bekanntesten Schmuckdesignerin überhaupt geworden ist. „Ich finde, das passt gut zum Jahr 2020.“

Die neue Kollektion heißt „Dior et Moi“. Der Name spielt an auf das „toi et moi“ im Schmuckdesign, die klassische Positionierung zweier meist gleich großer Steine auf einem Ring als Symbol der Partnerschaft. Mit dem „Moi“ ist in diesem Fall natürlich auch die Kundin gemeint. Vielleicht aber auch sie selbst, Victoire de Castellane, die sich für die neue Kollektion viele Freiheiten genommen hat. Bei ihrem bekannten Stilrepertoire – Farben, Volumen, Materialien, Strukturen – kommen am Ende phantastische Gebilde heraus. Dieses Mal ist sie aber für ihre Verhältnisse minimalistisch geblieben, mit filigraneren Formen und klaren Linien. „Ich weiß auch nicht warum“, sagt sie fröhlich. „Das kommt so aus mir raus.“

Niemand wäre besser vorbereitet auf die Aufgabe, aus dem Nichts ein kleines Kunstwerk zu erschaffen. „Schon meine Kindheit war extravagant“, erzählt Victoire de Castellane. „Aus dieser Vergangenheit schöpfe ich.“ Ihre ersten Kreationen schuf das Mädchen ganz unbekümmert aus religiösen Symbolen: Sie schmolz Heiligenmedaillen ein und machte Ringe daraus. „Mein Werk! Es war für mich ganz natürlich, das so zu machen.“

Nicht nur göttliche Inspiration half ihr bei der Karriere. Sie stammt aus einer illustren Adelfamilie. Ihr Urgroßvater war Boni de Castellane, der bekannteste Dandy der Belle Époque, der auch durch seine Ehe mit der reichen amerikanischen Erbin Anna Gould bekannt wurde – und vor allem durch den endlosen Scheidungskrieg. Victoires Onkel Gilles Dufour, der bei Chanel arbeitete, stellte sie

Für ihre neue Kollektion „Dior et Moi“ hat Victoire de Castellane neue Wege eingeschlagen. Unter anderem nutzt sie nun Perlen, aber nicht als normale Kette, sondern in neuen Zusammenhängen. „Besonders liebe ich Ringe“, sagt sie im Gespräch. Der Grund ist überraschend einfach: „Man muss nicht vor einem Spiegel stehen, um sie anzuschauen.“ Sie mag es auch, wenn man Schmuck hört. „Und wenn man mehrere Ringe trägt, hört man sie auch dauernd.“ Schmuck kann also gewissermaßen meditativ wirken. Es wäre nicht die schlechteste Eigenschaft, in diesen Zeiten und überhaupt.

Foto Brigitte Niedermair

Karl Lagerfeld vor, der die junge Frau als Schmuckdesignerin engagierte. „Die Freiheit, die ich dort ausleben durfte, hat mir geholfen, mich zu entwickeln“, sagt sie über ihre 14 Jahre bei Chanel. „Es ging darum, dass man nicht zwangsweise langweilig sein muss, um als ernst wahrgenommen zu werden. Bis heute arbeite ich so, als wäre ich fünf Jahre alt. Die Sensibilität muss so frei und spontan sein wie bei einem Kind. Anders ginge es gar nicht.“

Bei Dior, wo sie 1998 begann, ist der Schmuck mehr als nur Schmuck. „Er ist schon deshalb so wichtig, weil er das wertvollste Accessoire ist“, sagt sie. „Für die Leute, die es tragen, ist es wirklich wie ein kleiner Schatz. Nicht nur wegen des schieren Werts, sondern auch, weil man damit Gefühle verbindet. Und wer Juwelen trägt, hat auch ein Stück Ewigkeit bei sich.“

Für die Kollektion „Dior et Moi“ hat sie sogar Perlen verwendet, die sie sonst selten nutzt. Vielleicht hat eine persönliche Erfahrung sie dazu angeregt: „Ich trage die Halskette meiner Großmutter. Es ist für mich ergreifend, dass ich die Perlen auf meiner Haut trage, die schon die Haut meiner Großmutter berührt haben. So bin ich noch immer in Kontakt mit ihr.“ Bei ihr sehen die Perlen nicht spießig aus, sondern irgendwie anders. Es könnte auch damit zusammenhängen, dass sie sich vom Figurativen zum Abstrakten entwickelt hat. Da bekommen Perlen einen ganz neuen Wert – und wirken fast schon frisch in ihrem Zusammenspiel mit den Steinen. *(kai.)*



Victoire de Castellane, geboren 1962, gehört zu den bekanntesten Schmuckkünstlerinnen. Ihre Vorstellungswelt ist auch in dem 440-Seiten-Band „Dior Joaillerie: The A to Z of Victoire de Castellane“ zu erahnen, der gerade auf Englisch bei Rizzoli erscheint.

Foto Frederike Helwig

PRÊT-À-PARLER

FOTO AYLIN GÜLER

JUNGHANS
GERMANY. SINCE 1861

Zeit für Bauhaus. Zeit für Weimar.

Stil leben.



Sonderedition Bauhaus Weimar
Exklusiv bei Juwelier Oeke

Die JUNGHANS max bill beweist, dass weniger wirklich mehr sein kann. Puristisch durch und durch, lenkt sie den Blick auf das Wesentliche: die Zeit. Als Hommage an das 1923 anlässlich der Bauhausausstellung errichtete Bauhaus Musterhaus „Am Horn“ in Weimar präsentiert Juwelier Oeke exklusiv die **SONDEREDITION BAUHAUS WEIMAR**. max bill Automatic mit mechanischem Werk, Saphirglas und Musterhaus-Grafik als Bodengravur.



OEKE
Juweliere • Goldschmiede • Uhrmacher
WEIMAR
www.oeke.de



Walther Tröger (rechts) im Jahr 1950

Walther Tröger

Im Frühjahr 1945 lebte ich in Wunsiedel in Oberfranken, meinem Geburtsort. Wir waren 1944 aus Breslau in den Heimatort meiner Familie evakuiert worden, weil mein Vater das von der Front aus wegen der für ihn übersehbaren Lage für zweckmäßig hielt. Mein Vater war Regierungsrat im Zolldienst und zuletzt in Rosenheim gewesen, ehe er 1936 nach Breslau versetzt wurde, wo ich acht Jahre zur Schule ging. Mein Vater war an der Ostfront, und auch ich war bereits Kriegsfreiwilliger und wäre sicher aus Breslau später nicht mehr weggekommen. Mein Schuljahrgang kam weitgehend im Volkssturm und bei der Flak zum Einsatz, viele meiner Kameraden kamen dabei zu Tode.

Als Reserveoffiziersanwärter wurde ich zum Bordfunker-Lehrgang in Würzburg einberufen, wo an meinem 16. Geburtstag am 4. Februar 1945 meine Karriere als Soldat begann. Dort erlebte ich in den 14 Tagen meines Aufenthalts die vollständige Zerstörung der Stadt Würzburg mit. Am Tag des großen Bombenangriffs am 16. Februar waren wir selbst im Einsatz in der grauenhaften Szenerie einer derart angegriffenen Stadt. Die Kameraden des Lehrgangs nach uns, die in demselben Heim wie wir untergebracht waren, fielen einem folgenden Angriff vollständig zum Opfer.

Kriegsende war für mich der 19. April 1945, als die Amerikaner in Wunsiedel einmarschierten. Es gab keine Kämpfe. Aber Bewohner, die in Erwartung des Einmarsches weiße Fahnen gehisst hatten, wurden zum Teil noch erschossen. Wegen der im Rundfunk ausgesendeten Warnungen befanden wir uns im Keller unseres Hauses und hörten noch die Worte von Minister Joseph Goebbels zum Vorabend des Hitler-Geburtstags: Berlin bleibt deutsch, und Wien wird wieder deutsch.

Nach mehreren Stunden, in denen nichts geschah, bat mich meine Kusine, die als Flüchtling aus Schlesien bei uns war, sie zu begleiten. Sie wollte einen SS-Offizier besuchen, der in einem Hotel Zuflucht gefunden hatte. Als wir ihn in seinem Zimmer trafen, war er damit beschäftigt, seine Dienstzeichen von der Uniform zu trennen. Er war höchst erstaunt, uns zu sehen, und erklärte das damit, dass er aus dem Fenster zeigte, wo in der Tat gerade die Amerikaner auf der Straße einmarschierten. Sie waren kaum bemerkbar, da sie im Gegensatz zu unseren Soldaten Gummistiefel trugen.

Das zuerst von ihnen besetzte Haus war ausgerechnet unser Hotel, in dem wir

dann mit einigen anderen Passanten über drei Stunden festgehalten wurden. Schließlich durften wir das Hotel verlassen und konnten zu unseren Verwandten zurück und ihnen vom Einmarsch der Amerikaner berichten. Vom Verbleib des Freundes meiner Kusine weiß ich nichts.

Der 8. Mai drei Wochen später hatte für uns keine große Bedeutung mehr. Uns war klar, dass der Krieg längst beendet war und für uns verloren. Die Amerikaner waren recht umgänglich und für uns, vor allem für die, die Englisch sprachen, auch bereitwillige Partner. Inzwischen begannen wir die Schule wieder herzurichten. Ehe das offiziell machbar war, ließen wir Primaner uns zunächst nur von einigen Lehrern unterrichten, ehe im Frühjahr der Unterricht wieder begann. Wir hatten dazu mit den Lehrern Privatvereinbarungen abgeschlossen und bezahlten sie auch.

Während der Schulzeit und auch später noch in den Semesterferien habe ich in einer Bäckerei gearbeitet, wofür ich, weil es so früh am Morgen war, einen Passierschein der Amerikaner brauchte. Danach arbeitete ich bei verschiedenen Bauern, was der Verpflegung einer fünfköpfigen Familie zum Vorteil gereichte. Die Zeit war für meine Mutter und meine drei jüngeren Brüder schwer. Mein Vater war am 25. März 1945 als Bataillonskommandant an der Front einem Herzschlag erlegen.

Wir erfuhren von seinem Tod durch seinen Adjutanten, der plötzlich mit einem anderen Soldaten vor der Tür stand und uns berichtete, dass unser Vater gestorben sei. Es ist heute kaum mehr denkbar, aber sie luden uns zu seiner Beisetzung ein, kurz vor Kriegsende war das offenbar noch möglich. So fuhren wir auf Kosten der Wehrmacht mit dem Zug zur Beisetzung meines Vaters in Brandenburg und kamen auch wohlbehalten im April wieder zurück.

Die Begräbnisstätte meines Vaters war mir lange unbekannt. Erst viele Jahre später habe ich über meine Kollegen beim Nationalen Olympischen Komitee der DDR die Information bekommen, dass sein Grab sich auf dem Ehrenfriedhof von Brandenburg an der Havel befände. Ein Besuch dort hat mich davon überzeugt, zumal auch sein Name auf eine Grabplatte graviert ist.

Mein Vater war nicht Parteimitglied gewesen und war an der Aktion „Widerstand“ seiner Freunde Ernst Nickisch und Joseph Drexel beteiligt. Er war mit diesen und anderen 1938 wegen Hoch- und Landesverrats vom Volksgerichtshof verurteilt worden und hatte sich durch die Haftzeit und gewiss auch durch den kurz darauf begonnenen Fronteinsatz während des ganzen Krieges eine Herzkrankheit zugezogen, der er dann kurz vor Kriegsende erlegen war.

Walther Tröger, am 4. Februar 1929 in Wunsiedel geboren, ist Jurist. Als Sportfunktionär war er von 1992 bis 2002 Präsident des Nationalen Olympischen Komitees, seit 2003 ist er Ehrenpräsident. Von 1989 bis 2009 war er zudem Mitglied des Internationalen Olympischen Komitees, seitdem Ehrenmitglied. Der Einundneunzigjährige lebt in Frankfurt.



Thomas Bach und Walther Tröger im Jahr 2010

1945

Vor 75 Jahren endete der Zweite Weltkrieg. Acht prominente Zeitzeugen erinnern sich an die entscheidenden Tage.

Aufgezeichnet von Peter-Philipp Schmitt



Liselotte Pulver neben Will Quadflieg in der Aufführung „Faust II“ am Schauspielhaus Zürich 1947

Liselotte Pulver

Im Frühjahr 1945 lebte ich noch bei meinen Eltern in Bern. Ich hatte damals gerade die Primarschule beendet und ging dann zur Handelsschule für höhere Töchter in Bern, obwohl ich die Aufnahmeprüfung nur gerade so bestanden habe. Mein Vater wollte es aber so, nachdem ich ihm gesagt hatte, dass ich Schauspielerin werden wollte. Da ließ er nicht mit sich reden. Ich war ja im Oktober erst 15 geworden.

Mein Vater war Ingenieur, er baute Straßen, Sennhütten und Wasserleitungen, wollte aber eigentlich Maler werden. Meine Mutter hat den Haushalt geführt. Sie war früher Sängerin und am Theater gewesen, über sie kam ich auch zur Schauspielerei. Meine Schwester Corinne, die zwei Jahre älter ist, ging aufs Gymnasium, mein Bruder Buebi, der eigentlich Emanuel hieß, studierte in Zürich Ingenieur-Agronomie.

Meine Kindheit war sehr ruhig und geregelt, vom Krieg haben wir nicht viel mitbekommen. Es war einfach alles rationiert, vor allem Kleider und Lebensmittel. Wir trugen Pullover aus Zellwolle, und statt Butter strichen wir Margarine aufs Brot. Satt wurden wir trotzdem immer, echten Mangel haben wir nie erlebt. Nachts gab es manchmal Fliegeralarm, wenn die Flugzeuge über die Schweiz zogen. Das war dann schon ungemütlich, wenn die über uns rübergebrummt sind. Kurz danach hörten wir die Detonationen in Deutschland. In den Keller oder einen Bunker sind wir trotzdem nie gegangen, wir haben einfach auf den Endalarm gewartet.

Wir haben täglich Radio gehört, und der Vater las die Zeitung, den Krieg aber mit seinen Schreckensnachrichten habe ich nicht verfolgt. Auch dass Hitler sich umgebracht hat, habe ich nicht mitbekommen. Als der Krieg dann am 8. Mai zu Ende war, wurde das im Radio durchgesagt. Das war's.

In den Wochen danach war die Stadt voller amerikanischer Soldaten, die eine Woche Urlaub in der Schweiz verbringen durften. Für mich war das eine aufregende Zeit. Im Herbst flaute die Amerikanerwelle dann wieder ab. Ich büffelte weiter für die Handelsschule. Nach drei Jahren hatte ich endlich mein Diplom und konnte ans Berner Konservatorium gehen, Abteilungs Schauspiel – mit einem Stipendium. Das war eine Schicksalsgabe.

Liselotte Pulver, am 11. Oktober 1929 in Bern geboren, zählte in den fünfziger und sechziger Jahren mit Filmen wie „Die Zürcher Verlobung“ und „Ich denke oft an Piroschka“ zu den großen Stars des deutschsprachigen Kinos. Heute lebt die Neunzigjährige zurückgezogen in der Berner Seniorenresidenz Der Burgerspitel.



Liselotte Pulver und Carlos Thompson 1956

Friedrich Nowotny

Im Frühjahr 1945 war ich, noch keine 16 Jahre alt, an der Ostfront. Die Nazis hatten die verbliebenen Männer in meinem Wohnort Rybnik in Oberschlesien zu einer Volkssturmeinheit zusammengefasst. Auch mein Vater und ich gehörten zu Hitlers letztem Aufgebot. Von Januar 1945, als der große Angriff der Roten Armee aus dem Weichsel-Bogen begann, bis Anfang April waren wir im Einsatz. Mein Vater musste Ostern in die Entscheidungsschlacht, wie das damals mit einer dieser unglaublich vordergründigen Vokabeln hieß.

Ich sollte eigentlich mit, weil der Bataillonskommandant, ein Oberleutnant, der Meinung war, wenn Vater und Sohn für den Führer in die Schlacht ziehen, das wäre doch was. Anfangs waren Vater und Sohn noch zusammen im Schützengraben, als die Russen den Angriff auf den Süden Oberschlesiens begannen. Wenn ich daran denke, wird mir heute noch schlecht. Mein Vater setzte dann aber durch, dass ich nicht in die Schlacht aller Schlachten ziehen musste.

Ich war Jahrgang 1929 und wurde abkommandiert nach Mährisch-Trübau. Auf abenteuerliche Weise erreichte ich Mährisch-Ostrau, wo ich das Glück hatte, einen Fliegerhauptfeldwebel zu treffen, der dachte, ich wäre mit Walter Nowotny verwandt, dem erfolgreichsten deutschen Jagdflieger des Zweiten Weltkriegs. Ich sagte ihm, wenn dann nur um ein paar Ecken. Der Mann war trotzdem so begeistert davon, dass er mich mit dem letzten Zug von dannen ziehen ließ. Ich schlug mich durch über Prag bis nach Passau, um zu meiner Mutter und Schwester zu gelangen. Die beiden hatten mit Pferdewagen Oberschlesien verlassen müssen. Mein Vater hatte mir noch mit auf den Weg gegeben, dass ich sie in der „Ostmark“, wie Österreich damals hieß, finden würde.

In Passau aber fingen mich erst einmal die Kettenhunde ein, wie die Feldgendarmen genannt wurden. Sie schafften mich nach Oberösterreich, wo ich zu einer Gruppe junger Krieger gehörte, die alle um 1928, 1929 geboren worden waren. Keiner von uns wusste, ob wir Werwölfe waren oder Werwölfe werden sollten. So hieß Heinrich Himmlers Untergrundorganisation, die hinter den feindlichen Linien Sabotageakte verüben sollte.

Unser Trupp von 30 Jungen wurde von einem Leutnant und einem schwer verwundeten Hauptfeldwebel angeführt. Auf ihren Befehl hin verbrachten wir die Nacht zum 1. Mai 1945 an einem möglichen Inn-Übergang. Da nichts passierte, wurden wir am nächsten Morgen wieder aus den Schützenlöchern geholt und bestiegen jeder ein Fahrrad mit zwei Panzerfäusten. Die steckten hinten in eigens konstruierten Fahrradkörben. Damit fuhren wir durch die Gegend. Warum und wohin genau, wusste keiner von uns Jungen.

Irgendwann kamen wir an einem Bauernhof vorbei und machten Rast, weil wir ziemlich erschöpft waren. Da wir nichts zu essen hatten, fragten wir, ob wir einen Kanten Brot haben könnten. Der Bauer kam und sagte als Erstes: „Der Hitler ist tot.“ Das konnten wir gar nicht fassen. Wieso ist der tot? Der ist doch in Berlin! Der Bauer brachte uns Brot und Milch und holte ein Radio, und da hörten wir in den Nachrichten, dass Hitler an der Spitze seiner kämpfenden Truppen gefallen war, wie es hieß.

Wir waren völlig konsterniert. Der Leutnant und sein Hauptfeldwebel sagten zu uns: „Jungs, passt auf. Seht zu, dass ihr



Friedrich Nowotny (links) als Stadionsprecher bei einem Schüleradrennen mit dem Bürgermeister von Warburg, Fritz Becker, im Jahr 1950

das Weite sucht und die Panzerfäuste loswerdet. Wir setzen uns ab.“ Ich stieg also auf mein Fahrrad, das ich als Kriegsbeute betrachtete, und fuhr mit einem anderen Jungen Richtung Braunau am Inn. Abgesehen davon, dass das Hitlers Geburtsort war, deswegen sollte dort auch angeblich eine starke SS-Einheit sein, die den Ort bis zur letzten Patrone verteidigen würde, was aber nicht der Fall war, gab es in Braunau eine Brücke über den Inn nach Simbach in Bayern. Da wollten wir hin. In Braunau wurden wir von den Österreichern aber



Friedrich Nowotny im Jahr 1973

kräftig beschimpft. Denn denen hatte man inzwischen erklärt, dass sie ein völlig befreites Volk sein würden, sobald nur die Amerikaner da wären, was sie allerdings noch nicht waren.

Da die Brücke nach Simbach gesprengt war, mussten wir uns wohl oder übel ein Quartier suchen. Am nächsten Tag konnten wir beobachten, wie die Amerikaner sich auf Simbacher Seite mit Panzern aufstellten und ungeheuer schnell eine Ponton-Brücke über den Inn bauten. In einer langen Reihe zogen die Panzer dann in der Ostmark ein und besetzten Braunau.

Als die mich jungen Bengel sahen, konnten die sich gar nicht vorstellen, dass ich Soldat gewesen war. Weil mein Schülenglisch wirklich gut war, wurde ich Dolmetscher und zur Stadtkommandantur geschickt. Dort im Hotel Post zu Braunau am Inn habe ich mein erstes amerikanisches Steak gegessen, das war wunderbar. In den nächsten Wochen wurden alle Gefangenen, die in Mauthausen, dem ehemaligen Konzentrationslager, untergebracht waren, dort in Braunau vernommen. Gesucht wurden vor allem Mitglieder der SS, die leicht zu

erkennen waren: Sie hatten am linken Oberarm ihre Blutgruppe eintätowiert. Die Dolmetscher, die auf Abruf arbeiteten, hatten viel zu tun.

Wenig später habe ich meine Mutter und Schwester wiedergefunden. Ich fand heraus, dass die beiden tatsächlich in der Ostmark waren, in einem kleinen Ort unweit von Braunau. Das war wirklich ein Glück. Im Oktober 1945 gingen wir nach Bielefeld. Erst ein Jahr nach Kriegsende erfuhren wir, was aus meinem Vater geworden war. In Oberschlesien war er bei der Donnersmarckschen Grubenverwaltung tätig gewesen, nun schrieb der einstige Hauptbuchhalter, der wie mein Vater und ich zur Volkssturmeinheit gehört hatte, meiner Mutter einen Brief. Darin teilte er ihr mit, dass mein Vater noch in den letzten Kriegstagen, um den 14. April 1945 herum, gefallen sei.

Friedrich Nowotny wurde am 16. Mai 1929 in Hindenburg in Oberschlesien geboren, dem heutigen Zabrze in Polen. Viele Jahre leitete er das Bonner Büro des WDR und moderierte unter anderem die Sendung „Bericht aus Bonn“. Von 1985 bis 1995 war Nowotny Intendant des WDR. Der Neunzigjährige lebt in Bonn.

FOTOS: PRIVAT/IMAGO, SCHNIEDER-PRESSFOTOTEATER, DPA (2), WDR

Bernhard Vogel

Wer 1932 geboren wurde, hat den Zweiten Weltkrieg nicht mehr an der Front, sondern als Kind im Luftschutzkeller erlebt. Für mich war der Krieg schon ein paar Wochen vor dem 8. Mai 1945 zu Ende. Als die Front näher rückte, kampierten wir – meine Mutter, ein paar Frauen, ein halbes Dutzend Kinder – in einem notdürftig in eine Felswand gesprengten kleinen Bunker am Rande von Gießen. Am Ostersonntag – es war der 1. April – zogen Tausende ausgemergelte Männer, die sich zum Teil mühsam aufeinander stützten und nur notdürftig bekleidet waren, in Holzpantinen oder barfuß an uns vorbei. Freiglassene Gefangene, Zwangsarbeiter, sagte man mir.

Plötzlich herrschte ungewohnte Stille. Der Fluglärm, die Bombenabwürfe, der Kanonendonner, die Geschosseinschläge, die seit Monaten zu unserem Alltag gehört hatten, hörten auf. Wir durften wieder im eigenen Bett schlafen. Am Ostermontag rollten die ersten amerikanischen Jeeps an uns vorbei. Nie zuvor hatte ich einen Menschen schwarzer Hautfarbe gesehen.

Die Verdunkelung war aufgehoben. Zum ersten Mal sah ich mit Bewusstsein eine von elektrischem Licht erleuchtete Stadt. Ein für mich damals unglaublicher Anblick, den ich bis heute nicht vergessen habe. Der Krieg sei zu Ende, wurde uns gesagt. Ausgangssperren wurden angeordnet. Nach 20 Uhr durfte niemand auf die Straße. Von Schule sprach niemand. Die Lehrer, soweit sie überlebt hatten, waren noch in Gefangenschaft, oder sie waren noch nicht „entnazifiziert“. Die Gebäude waren größtenteils zerstört. Der Beschaffung von Nahrungsmitteln galt unsere tägliche Sorge. Das Hamstern begann,



Hans-Jochen und Bernhard Vogel im Jahr 2012

und der Schwarzmarkt blühte. Nicht die Reichsmark, Zigaretten waren die Währung. Post oder gar Telefon gab es nicht. Eine deutschsprachige Zeitung für die ganze amerikanisch besetzte Zone erschien dreimal wöchentlich und musste im Tabakladen abgeholt werden.

Um zu verstehen, was vor dem 8. Mai und am 8. Mai 1945 geschah, war ich noch zu jung. Was wirklich geschehen war, wussten wir nicht. Und was wir wussten, konnten wir noch nicht einordnen. Der 8. Mai 1945 war für uns der Tag, an dem endlich die Waffen schwiegen und das Morden in Europa ein Ende hatte. Der Tag, von dem an wir hoffen konnten, dass mein sechs Jahre älterer Bruder, wenn er überlebt haben sollte, nach Hause zurückkehren würde. Dass es nicht nur der Tag der deutschen Niederlage, sondern auch der Tag der Befreiung war, habe ich erst später begriffen.

Bernhard Vogel, am 19. Dezember 1932 in Göttingen geboren, war von 1976 bis 1988 Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz und von 1992 bis 2003 Ministerpräsident von Thüringen. Der promovierte Politologe ist Mitglied der CDU. Der Siebenundachtzigjährige ist der jüngere Bruder von Hans-Jochen Vogel und lebt in Speyer.

Hans-Jochen Vogel

Das Kriegsende habe ich als Gefangener erlebt. Ich kam nach einem Lazarettaufenthalt im April 1945 zu meiner Einheit zurück, die damals südlich des Po lag. Weil ich nach einer Verwundung noch nicht wieder voll einsatzfähig war, wurde ich als Unteroffizier mit der Führung einer Gruppe von sechs oder sieben Handwerkern und älteren Soldaten beauftragt. Wir sollten eine Anzahl von Kühen nach Norden an einen Ort bringen, wo sich die Division auf ihrem Rückzug sammeln und treffen sollte.

Im April 1945 Kühe über den Po zu bringen, war geradezu utopisch. Die Brücken waren zerstört. Es gab zwar Pontonbrücken, die im Wasser lagen. Aber keiner der Verantwortlichen hätte uns erlaubt, Kühe darüber zu treiben. Es lief darauf hinaus, dass wir die Kühe im Stall eines nahegelegenen Bauernhofs postierten und unsere Gruppe dann allein ans andere Ufer gelangte.

Nach einem längeren Fußmarsch fielen wir in der Nähe von Vicenza einer Schar von Partisanen in die Hände, die uns gefangen nahm. Wir hatten in dem Augenblick großes Glück, denn es handelte sich um Partisanen, die nicht sofort zur Schusswaffe griffen. Sie haben uns noch am selben Tag den Amerikanern übergeben. Die Übergabe fand auf einem Friedhof statt, was uns erst beunruhigte. Die Amerikaner – unter ihnen viele Farbige – haben uns aber freundlich behandelt. Interesse hatten sie nur an unseren Uhren und unseren Kriegsauszeichnungen.

Von amerikanischen Einheiten wurden wir dann in zwei Etappen in ein größeres Gefangenen-Zeltlager in der Nähe von Pisa überstellt. Da ich etwas Englisch



Hans-Jochen Vogel als Soldat im Jahr 1943

konnte, wurde ich von der Lagerleitung beauftragt, täglich die amerikanische Armeezeitung „Stars and Stripes“ zu lesen und kleinere Meldungen daraus ins Deutsche zu übersetzen und an einem schwarzen Brett zu befestigen. Darunter war am 9. Mai 1945 die Nachricht von der bedingungslosen deutschen Kapitulation, die am Tag zuvor – also am 8. Mai 1945 – stattgefunden hatte.

Diese Nachricht löste bei uns zunächst ein Gefühl der Erleichterung aus, der Erleichterung darüber, dass nun das Töten und vor allem auch die Luftangriffe ein Ende hatten. Aber es war überlagert von dem Gefühl der totalen Niederlage und des völligen Ausgeliefertseins. Uns beschlich die Vorstellung, dass wir wohl lange Jahre Gefangene bleiben würden, um das wiedergutzumachen, was wir Deutsche in Europa an schlimmen Zerstörungen angerichtet hatten. Als Tag der Befreiung empfanden wir den 8. Mai 1945 damals noch nicht. Dass ihm diese zentrale Bedeutung zukam und weiterhin zukommt, hat erst die berühmte Rede Richard von Weizsäckers vom 8. Mai 1985 deutlich gemacht.

Rückblickend erfüllt mich ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit, wenn ich mir vergegenwärtige, welche Entwicklung unser Land seitdem genommen hat. Wenn uns am 8. Mai 1945 einer gesagt hatte: Regt euch nicht so auf! In vier Jahren werdet ihr die beste Verfassung eurer Geschichte haben, mit einer Werteordnung, die eine klare Antwort auf die unmenschliche NS-Ideologie gibt. In zwölf Jahren werdet ihr eure Städte wieder aufbauen. In 15 Jahren werdet ihr mehr als zwölf Millionen Heimatvertriebene und Flüchtlinge integriert haben. Es wird euch wirtschaftlich schon in den fünfziger Jahren besser gehen als vor dem Zweiten Weltkrieg, und die Vereinigten Staaten werden euch mit dem Marshall-Plan helfen. Ihr werdet wieder in die Völkergemeinschaft aufgenommen werden, ein deutscher Bundeskanzler wird schon 25 Jahre nach Kriegsende den Friedensnobelpreis bekommen, und die deutsche Einheit wird ohne einen Tropfen Blut zustande kommen – wir hätten ihn schlicht für verrückt erklärt. Und diese Liste ließe sich ja ohne weiteres noch bis in die jüngere Gegenwart hinein verlängern.

Hans-Jochen Vogel, am 3. Februar 1926 in Göttingen geboren, war seit 1943 Soldat in der Wehrmacht. Der promovierte Jurist trat 1950 in die SPD ein, war von 1960 bis 1972 Oberbürgermeister von München und 1981 Regierender Bürgermeister von Berlin. 1983 war er Kanzlerkandidat seiner Partei und von 1987 bis 1991 als Nachfolger Willy Brandts Parteivorsitzender der SPD. Der Vierundneunzigjährige lebt in der Augustinum-Seniorenresidenz in München.



Dorothee Wilms (links) mit ihren Eltern Lorenz Wilms, der von 1924 bis 1945 Bürgermeister der Stadt Grevenbroich war, und Lieselotte Wilms, geborene Schiedges, im Jahr 1949

Dorothee Wilms

Geboren wurde ich am 11. Oktober 1929 in Grevenbroich, einer damals kleinbürgerlichen Stadt mit 12.000 Einwohnern. Mein Vater war seit 1924 bis Anfang 1945 Bürgermeister von Grevenbroich. Ich hatte eine glückliche Kindheit, bis sich im Mai 1940 die Situation völlig veränderte: Der Westfeldzug Deutschlands gegen Frankreich begann und damit auch der Krieg für mich in fassbarer Form. Die erste Bombe fiel in Grevenbroich, allerdings auf unbebautes Gelände. Seitdem hatten wir zunehmend Fliegeralarm – erst vor allem in der Nacht, von 1943/44 an zunehmend auch tagsüber, und zum Schluss gab es auch Tieffliegerangriffe.

Das Städtchen Grevenbroich liegt im Städtedreieck Köln, Düsseldorf und Mönchengladbach, und alle Angriffe, die diesen Großstädten galten, betrafen auch uns in irgendeiner Form. Ich habe deshalb viel Zeit im Luftschutzkeller verbracht. Der Unterricht in der Schule fiel oft aus oder fing bei Nachtalarm erst um zehn Uhr an. Die hör- und fühlbaren Auswirkungen der Fliegeralarme haben meine Jugend maßgeblich geprägt – bis heute. Damals war ich pflichtgemäß bei den Jungmädels, der NS-Organisation für die Zehn- bis Vierzehnjährigen, aber ohne Lust und ohne

einen Rang. Diese Zeit hat mich in keiner Weise geprägt.

Im Oktober 1944 besetzten die Amerikaner die Stadt Aachen, etwa 60 Kilometer von Grevenbroich entfernt. Wir konnten nun die Front hören, durch den ständigen Artilleriebeschuss. Grevenbroich wurde evakuiert, auch wegen der zunehmenden Angriffe bei Tage durch Tiefflieger. Die meisten Einwohner mussten in die Gegend von Magdeburg und Köthen. Meine Mutter und ich zogen ins Rechtsrheinische, in ein winziges Dorf im Bergischen Land bei Waldbröl. Wir teilten uns ein Zimmer. Mein Vater, der beinahe 60 Jahre alt war, kam Anfang 1945 dann krank dorthin nach.

Etwa um den 15. März 1945 rückten die amerikanischen Truppen von Westen kommend in unsere Gegend vor. Sie kamen ohne Panzer, es war nur Infanterie, wegen der Bergischen Landschaft. Ich sehe die Reihe der Soldaten mit schussbereiten Gewehren im Anschlag heute noch vor mir, wie sie damals die Straße herauf ins Dorf zogen. Es blieb aber alles ruhig, es gab keine Gefechte, weil die deutschen Soldaten längst abgezogen waren.

Nach einigen turbulenten Tagen hatten wir uns im amerikanischen Besatzungsregime „eingrichtet“. Wir waren froh, dass der Krieg für uns zu Ende war, dass

es keine Luftangriffe mehr gab. Und die Nazis waren weg, eine neue Zeit brach an. Ich hörte damals als Fünfzehnjährige zum ersten Mal mit Entsetzen im amerikanischen Rundfunk von der Befreiung der Konzentrationslager und von dem Schicksal der Inhaftierten dort. Ich weiß noch genau, es war ein Schock für mich.

Der Tag der Kapitulation am 8. Mai 1945 war für mich eigentlich nur eine Radiomeldung. Wir lebten schon völlig

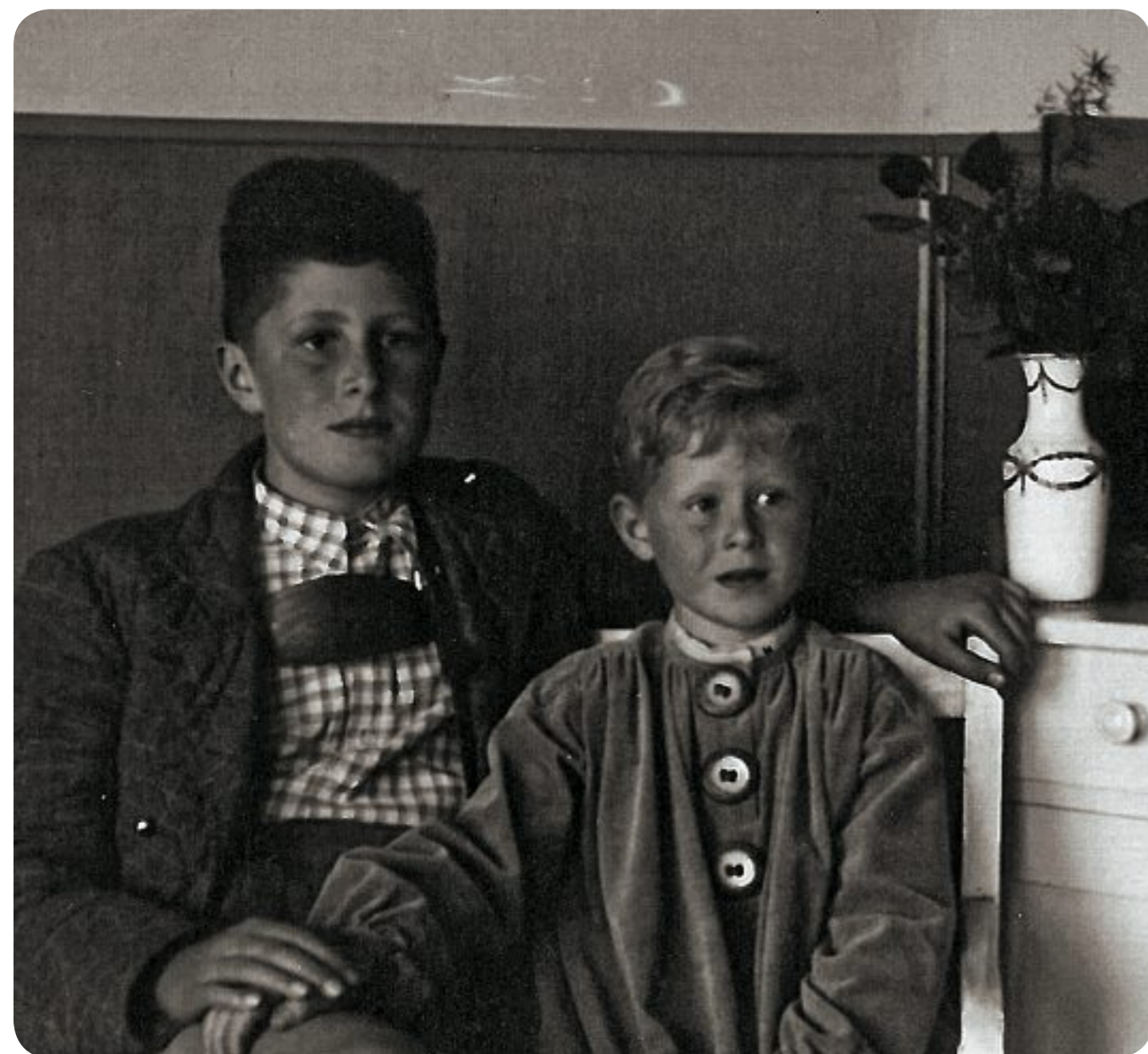


Dorothee Wilms und Helmut Kohl im Jahr 1989

in einer anderen Zeit, in einem anderen Regime. Jetzt aber rückte für meine Eltern und mich die Frage in den Vordergrund: Wie und wann kommen wir wieder zurück nach Hause, nach Grevenbroich? Wann kann man wieder über den Rhein setzen? Alle Brücken waren ja zerstört.

Die Rückkehr mit einem flott gemachten uralt Auto gelang meiner Erinnerung nach Ende Mai, Anfang Juni 1945. In Grevenbroich kamen wir nicht mehr in unsere alte Wohnung, sondern zogen für drei Jahre auf einen Bauernhof in der Nähe in zwei Zimmer, alles sehr einfach und sehr primitiv. Im Spätherbst 1945 begann meine alte Schule wieder mit dem Unterricht, die Schule hatte einen neuen Namen bekommen: Humanistisches Gymnasium für Jungen und Mädchen. Wir waren aber nur ganz wenige Mädchen. Beim Abitur 1950 war ich sogar das einzige Mädchen. Und so blieb es weitgehend dann auch im Studium in Köln: Frauen waren in der Minderzahl.

Dorothee Wilms saß fast 20 Jahre lang für die CDU im Deutschen Bundestag. Die promovierte Volkswirtin war von 1982 bis 1987 Bundesministerin für Bildung und Wissenschaft und von 1987 bis 1991 die letzte Bundesministerin für innerschweizerische Beziehungen. Die Neunzigjährige, die noch bis 2005 im Vorstand der Konrad-Adenauer-Stiftung war, lebt in Bonn.



Die Brüder Hans-Jochen und Bernhard Vogel im Jahr 1939



Christa Ludwig beim Maskenball der Oper in Frankfurt im Jahr 1947

Christa Ludwig

Im Frühjahr 1945 waren meine Eltern und ich ausgebombt. Wir hatten unsere Wohnung und auch unsere ganze Habe durch den großen Luftangriff auf Gießen verloren, am 6. Dezember 1944, dem Nikolaustag. Mein Vater war damals Intendant am Theater in Gießen. Wir lebten erst anderthalb Jahre in der Stadt und hatten überhaupt keine Freunde dort.

Meine Mutter, die Gesangslehrerin war, hatte aber eine Schülerin, eine Frau, die in Oppenrod bei Gießen lebte, einem 250-Seelen-Dorf unweit der Stadt. Die Frau war Halbjüdin und hatte in Oppenrod Unterschlupf gefunden. Dorthin sind wir nach der Bombennacht gezogen, mit meinem alten Opa, meiner Kusine, die hinkte, und einem Leiterwagen, den wir requiriert hatten. So nannte man das damals. Das hieß: Wir hatten ihn gestohlen. Mehr Besitz hatten wir nicht mehr, nur die Kleider, die wir noch am Leib trugen. Wir standen auf der Straße, und das mitten im Winter.

In Oppenrod kamen wir bei einem Bauern unter, obwohl der uns überhaupt nicht haben wollte. Es war schrecklich. Wir waren Migranten im eigenen Land. Heute kann sich das keiner mehr vorstellen, wie das ist, wenn man nichts mehr hat und quasi betteln gehen muss. Aber so lernte ich auch Entbehrungen kennen, was sicher nicht schlecht ist. Das Leben ist nicht immer nur Schlagsahne.

Vom Krieg wussten wir wenig. Es gab nur eine Zeitung, das war der „Völkische Beobachter“. Jede Stadt hatte zwar auch eine kleine Zeitung, aber da stand dasselbe drin wie im „Völkischen Beobachter“ – und dazu noch, welche Katze vom Nachbar gerade gestorben war. Einige wenige



Christa Ludwig als Klytämestra im Jahr 1962

Deutsche hatten einen Volksempfänger, der hat aber auch nur das gebracht, was Hitler und seine Leute wollten.

Kurz nach meinem 17. Geburtstag kamen die Amerikaner. Sie zogen in Oppenrod ein, und wir begrüßten sie freudig, auch wenn wir Angst hatten, dass einer der Nazi-Schergen uns womöglich deswegen noch tötet. Die Amerikaner campierten auf einem Feld. Dort bin ich hingelaufen, um die Zigarettenstummel einzusammeln. Mein Großvater war ein starker Raucher. Der nahm den Tabak aus den Stummeln und drehte sich damit Zigaretten aus einem Stück Zeitungspapier. Ich erinnere mich auch noch, wie meine Mutter erstmals einen Nescafé trank. Ihr wurde fürchtbar schlecht davon, und sie musste sich übergeben.

Der Bauer hatte zum Glück ein Klavier. Und so verbrachten meine Mutter und ich die Tage mit Gesangsübungen. Denn ich musste ja Sängerin werden, weil ich eine Stimme hatte. Damit war ich zum Talent verdammt. Außerdem war mein Vater in der Partei gewesen und durfte zunächst nicht arbeiten. Also musste ich singen, um die Familie zu ernähren. Ich habe in Wirtshäusern gesungen, irgendwo auf dem Land. Da fuhr ich mit dem Klavier hin. Es war fürchtbar, aber ich habe ein wenig Geld verdient.

Zugleich habe ich schon bei Theatern vorgesungen, dafür bin ich auch über die grüne Grenze in die britische Besatzungszone gegangen. Nach Göttingen zum Beispiel, mit einem falschen Pass und alles zu Fuß. Aber wir haben wenigstens überlebt. Mit gerade einmal 18 habe ich dann schon an der Oper in Frankfurt gesungen.

Doch eigentlich hatte ich einen anderen Traum: Ich wollte Chemie studieren. Mit meinem Notabitur aber, das ich im Krieg bekommen hatte, weil die Schulen alle geschlossen waren, ging das nicht. Ich hätte das Abitur nachholen müssen, um studieren zu können. Das war aber nicht möglich, weil ich Geld verdienen musste. Und das tat ich, indem ich gesungen habe.

Christa Ludwig wurde am 16. März 1928 in Berlin geboren. Sie war 27 Jahre alt, als der Dirigent Karl Böhm sie an die Wiener Staatsoper verpflichtete. In den folgenden drei Jahrzehnten gastierte die Mezzosopranistin in Bayreuth und Berlin, Mailand und New York und als Lied-Interpretin, gefeiert als „die Herrlichste von allen“, auf allen wichtigen internationalen Konzertpodien. Die Zweieundneunzigjährige lebt in Klosterneuburg bei Wien.

Gotthilf Fischer

Im Frühjahr 1945 war ich in der Lehrerbildungsanstalt in Esslingen am Neckar zur Ausbildung zum Lehrer. Aufgewachsen bin ich in Deizisau, einem Dorf südlich von Stuttgart. Es war zwar ländlich geprägt, aber die Nähe zur Industrie in Esslingen und Stuttgart gab vielen Menschen Arbeit, sodass viele ihre Landwirtschaft im Nebenerwerb betrieben. Das erwies sich im Krieg als sehr segensreich, und so musste neben aller Angst und Not wenigstens niemand hungern.

Meine Mutter hat sich um Haus und Hof gekümmert, mein Vater war selbständiger Zimmermeister. Am Abend gab er Tanz- und Zitherunterricht, und er stand dem Musikverein vor. Mein Bruder arbeitete in einem Betrieb, der der Rüstungsindustrie zulieferte, musste dann aber auch in den letzten Kriegsmonaten an die Front. Bald nach Kriegsende kam er allerdings wieder heim.

Ich darf auf eine unbeschwerte Kindheit zurückblicken. Wenn ich jetzt sage, dass ich keine Jugend hatte, hört sich das undankbar gegenüber meinen Eltern an, aber so ist es nicht: Vielmehr war es den Umständen des Kriegs geschuldet, dass man schnell erwachsen wurde.

Die Musik wurde mir durch meinen Vater in die Wiege gelegt. Dann hat mich mein Lehrer aus der damaligen Volksschule – ohne meine Eltern oder gar mich zu fragen – auf der Lehrerbildungsanstalt angemeldet. Dazu muss man wissen, dass es damals auf dem Land schon fast ein Skandal gleichkam, wenn jemand studiert und kein Handwerk erlernt hatte. Auf der Lehrerbildungsanstalt erhielt ich Musik- und Klavierunterricht. Ein weiterer Glücksfall war für mich, in Sergiu Celibidache einen Mentor gefunden zu haben, der mich in meiner weiteren Entwicklung sehr unterstützt, aber auch gefordert und in jedem Fall geprägt hat.

Der Krieg trat spürbar erst spät in mein Leben, eigentlich erst in den letzten Kriegstagen, als ich zusammen mit meinen Kommilitonen eingezogen wurde. Ich musste miterleben, wie sie innerhalb kurzer Zeit neben mir gefallen sind. Am Ende gehörte ich mit zwei weiteren zu den Überlebenden unserer Kameradschaft.

Der Krieg endete für mich im April 1945 mit dem Einmarsch der amerikanischen Truppen in unser Dorf. Das genaue Datum kann ich nicht mehr nennen. Da ich nicht in Gefangenschaft war, gab es für mich keine „Befreiung“, aber ich hatte ein Erlebnis, das auf eine ganz andere Weise befreiend war: Beim Einmarsch der Amerikaner setzte ich mich ans Klavier und spielte „Glory Glory Hallelujah“. Einige Soldaten stimmten mit ein.

An den 8. Mai kann ich mich im Detail nicht mehr erinnern, aber es war eine große Erleichterung spürbar. Das Kriegs-



Gotthilf Fischer im Jahr 1947



Gotthilf Fischer bei der Fußball-WM 1974

ende brachte wohl den Frieden, aber die Sorgen der Menschen waren noch lange nicht vorbei. So habe ich miterlebt, wie die Nachbarin tagtäglich hoffte, dass ihr Mann aus dem Krieg oder der Gefangenschaft zurückkehren würde – vergeblich. Er galt als vermisst. Sie hat nie erfahren, wann, wo und wie er zu Tode gekommen ist, musste ihre beiden Kinder alleine großziehen und die Landwirtschaft betreiben.

Aber die Menschen waren geradezu hungrig danach, wieder ein – im Rahmen der Möglichkeiten – normales Leben zu führen, und so gab es auch relativ bald wieder ein Vereinsleben. Auch für mich hieß es: „Plötzlich mittendrin statt nur dabei“. Weil der Dirigent des Concordia Gesangsvereins Deizisau noch nicht wieder zu Hause war, erinnerte sich einer der Sänger (damals gab es selbstverständlich nur Männerchöre), dass doch „em Gottlob sei Jonger“ Klavier spielen könne und schloss daraus, dass ich damit selbstverständlich einen Chor leiten könne. Ich sehe mich noch, wie verschüchtert ich mich ans Klavier setzte, voller Ehrfurcht vor den Männern, die alle hätten mein Vater oder sogar Großvater sein können. Aber offensichtlich waren sie mit mir zufrieden, denn mir wurde dann schon bei der nächsten Singstunde ganz offiziell das Dirigat übertragen.

Bald schon leitete ich mehrere Chöre, was dem traurigen Umstand geschuldet war, dass durch Gefangenschaft und Tod nicht so viele Dirigenten zur Verfügung standen. Das eröffnete mir die Möglichkeit, die einzelnen Chöre zusammenzuführen und ein gemeinsames Erlebnis daraus zu machen. Der Rest ist bekannt.

Mein Leben geprägt haben meine ganz persönlichen Kriegserlebnisse und der Tod meiner Kameraden. Das macht demütig, aber auch dankbar, denn ich habe auf diese Weise auch meine Frau Hildegard kennengelernt, die in unser Dorf kam, als Stuttgart evakuiert wurde.

Gotthilf Fischer wurde am 11. Februar 1928 in Plochingen bei Stuttgart geboren. Schon kurz nach dem Krieg gründete er 1946 die Fischer-Chöre, eine Gemeinschaft von eigenständigen gemischten Chören aus dem Raum Stuttgart. Mit den mehr als 1000 Sängern trat er nicht nur im Fernsehen, sondern unter anderem auch bei der Fußball-Weltmeisterschaft 1974 und vor dem amerikanischen Präsidenten Jimmy Carter auf. Der Zweieundneunzigjährige lebt bei Stuttgart.

FLIRTEN FÜR DEN FRIEDEN

Wer im Homeoffice Ablenkung sucht, der flirtet. Und das vor allem vormittags, berichtet zumindest die Online-Dating-Plattform C-Date. Seit Beginn der Corona-Krise seien zwischen acht und zwölf Uhr zwölf Prozent mehr User aktiv als sonst, so C-Date, elf Prozent mehr Nachrichten seien verschickt worden. Flirten hilft gegen Einsamkeit. Wenn auch nur digital.



Stephin Merritt und seine Band The Magnetic Fields veröffentlichten „Quickies“, ein Album voller kurzer Songs. Der kürzeste: 13 Sekunden.



Allbirds will den CO₂-Verbrauch jedes einzelnen Produkts zeigen. Geht doch.



Ein Stift wird kommen, in diesem Fall von Montblanc, um in der Isolation geduldiges Papier zu beschreiben.



Bitte nicht anstecken! Ob diese Virus-Kette aus dem Hause Kolor als Talisman gegen Coronaviren gedacht ist?



2018 wurde Hannah Gadsby quasi über Nacht zum Internetstar, wegen einer von Netflix ausgestrahlten Stand-up-Performance – in der sie verkündete, mit der Komik aufzuhören. Weil sie sich nicht weiter selbst herabsetzen wolle, als marginalisierte Person. Ein ikonischer Moment. Am 26. Mai gibt es auf Netflix ihre neue Show zu sehen. Die ist wohl doch wieder witzig.



Sind Sie auch schon unter die Hobby-Chefköche daheim gegangen? Backen Sie vielleicht täglich Bananenbrot oder lassen Sauer Teig aufgehen? Mit diesem Pizzaofen von Ooni können Sie nun auch Ristorante spielen. Mamma Mia! Mozzarella! Und was Ihnen sonst noch so an italienischer Fachsprache einfällt. Also, Ofen an!



Für alle, die am liebsten auf dem Sofa snacken – voilà! Ein Kochbuch für Couchkartoffeln.



Klein, hübsch, rosa, retro: Die Casio Vintage-Uhren sind leicht, für den Sommer.



Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von *Johanna Dürholz*



Hände waschen, Hände desinfizieren. Was längst Routine sein sollte, wird es vermutlich auch bleiben. Das Hamburger Duft Haus Linari macht sonst Parfums und Raumsprays und hat nun umgesattelt: auf ein Desinfektionspray, das zugleich pflegen soll und in einem Glasflakon ist.



Frühling lässt den blauen Blazer wieder flattern durch die Lüfte. In diesem Stück von Miomarttha kriegt man garantiert Lenz-Gefühle.



Handytaschen in Rosa, Rucksäcke in Pink von Liebeskind Berlin. Fehlt nur noch eine Maske in Magenta, und man ist gerüstet für die Straße.

FRIENDS IM VIDEO

Geht ja gerade nicht anders. Houseparty, Zoom, Skype und wie sie alle heißen. Dabei gibt es bisweilen Streit darüber, welche App nun am besten beziehungsweise in welcher die Chance am geringsten ist, dass man, statt unter sich zu bleiben, gevideobombt wird von lauter nackten Fremden. Wir finden: Angezogene Fremde kennenlernen erweitert den Horizont.

MOOD ↑



Sinn U 50 S
Der Hersteller Sinn Spezialuhren aus Frankfurt punktet bei seinen Instrumentenuhren mit Funktionalität und dem Einsatz passender Materialien. So bekommen Sinn-Taucheruhren Gehäuse aus U-Boot-Stahl, der entsprechend robust und seewasserbeständig ist. Bei der neuen U 50 S wurde dieses Gehäuse zudem schwarz hartstoffbeschichtet. Das bedeutet erhöhte Kratzfestigkeit und sieht gut aus – besonders in Kombination mit dem roten Silikonband. 2600 Euro.

Breitling Top Time

Diese Uhr sei „besonders auf die Bedürfnisse eines jungen, aktiven Publikums zugeschnitten“. Das sagte Firmenchef Willy Breitling, als er in den sechziger Jahren die Top Time einführt. Sie wird nun unter der Ägide von Georges Kern wieder aufgelegt. Kern hat zuvor schon beste Erfahrungen gemacht mit dem Griff in die Retro-Kiste, und das dürfte auch hier wieder gelingen. Das sogenannte Zorro-Zifferblatt macht die sportliche Uhr zum Hingucker. 4950 Euro.



Oris Aquis Date
Die Aquis ist die beliebteste Linie der Schweizer Uhrenmarke Oris. Sie bringt alle Attribute einer professionellen Taucheruhr mit, etwa eine nur gegen den Uhrzeigersinn drehbare Lünette und eine Wasserdichtheit von 30 bar (300 Meter). Vor allem aber wird sie als robuste Alltagsuhr geschätzt. Die Uhr wird in zwei Größen angeboten: 39,5 Millimeter und 41,5 Millimeter – wahlweise mit Kautschuk- oder Stahlband. Von 1750 Euro an.

Mühle Glashütte 29er Casual

Zwar liegt Glashütte nicht gerade direkt am Meer, dennoch ist die Marke Nautische Instrumente Mühle Glashütte dem Wassersport verbunden. So wurde die Sportuhren-Linie 29er nach einer Regatta-Jolle benannt. Die jüngste Variante ist die 29er Casual. Mit einer Höhe von rund 9,4 Millimeter ist sie derzeit die flachste Uhr von Mühle. So passt sie ohne große Probleme auch unter die Manschette eines Business-Hemds. 1790 Euro.



Bulova Oceanographer
Jetzt ist sie wieder aufgetaucht: Die Bulova Oceanographer stammt aus den siebziger Jahren, wurde aber für das Uhrenjahr 2020 zeitgemäß aufgehübscht. Unter dem seegrünen Zifferblatt tickt ein Automatikwerk der Konzernmutter Citizen. Das 44 Millimeter messende Edelstahlgehäuse hält bis 666 Fuß oder 200 Meter Wassertiefe dicht, ein Stahlgliederarmband mit Sicherheitsfallschleife sorgt für sicheren Sitz am Arm. Da bekommt der Kunde viel Uhr fürs Geld. 599 Euro.

Rado Captain Cook

Vintage geht immer. Sport auch. Das mögen sich die Verantwortlichen gesagt haben, als sie ihr altes Erfolgsmodell Captain Cook wieder aufleben ließen. Die Renaissance ist gelungen, die neue Captain Cook hat mit modernen Zifferblattfarben und zeitgemäßer Größe (42 Millimeter) den Sprung in die Gegenwart gemeistert. Dazu kommt ein praktisches Band-Schnellwechselsystem. Zur Wahl stehen ein feingliedriges Stahlband oder ein raues Lederband – zum gleichen Preis. 2020 Euro.



Erwin Sattler Time Commander
Die bayerische Großuhrenmanufaktur Erwin Sattler überrascht gern mit besonderen Uhren. Die neue Time Commander Bronze orientiert sich an klassischen Marinechronometern, die traditionell mit Gehäusen aus Bronze ausgestattet wurden. Diese Legierung verändert sich beim Tragen und bekommt eine individuelle Patina. Unter dem Titanboden ticken Schweizer Großserienwerke. Die Uhr ist auf 50 Exemplare limitiert und dürfte traditionsbewussten Individualisten gefallen. 2450 Euro.

AUS ZEIT

Auch wenn es sich zuletzt so angefühlt hat: Die Zeit steht nicht still. Da kann man sich freuen, dass sich einige Hersteller auch in der Krise trauen, neue Uhren auf den Markt zu bringen.

Von Martin Häußermann

IWC Portugieser Chronograph

Rein optisch bleibt der neue Portugieser Chronograph ganz der alte. Die Form hat sich ebenso wenig geändert wie das ausgewogene Zifferblatt. Doch darunter ist alles neu. Statt Großserienmechanik tickt hier das hausigene Chronographenwerk Kaliber 69355, zu sehen unter dem Sichtfenster im Boden. Die Stahluhr ist in drei Zifferblattvarianten zu haben. Die zusätzliche Rotgoldvariante kostet fast 10.000 Euro Aufpreis. 7850 Euro.



Seiko Professional Diver's 600 m
Taucheruhren von Seiko bekommen von ihren Fans regelmäßig Spitznamen verpasst, die mit ihrer Form zu tun haben. Die Professional Diver's 600 m wird wegen ihres mächtigen doppelschaligen Gehäuses, das entfernt an eine Thunfischdose erinnert, „Tuna“ genannt. Die 1975 herausgebrachte Uhr wurde zu ihrem 45. Geburtstag technisch aufgewertet: mit einem Titan-Innengehäuse und dem modernen Automatikwerk Kaliber 8L35. Limitiert auf 1100 Exemplare. 4500 Euro.

Frederique Constant Chronograph Flyback

Frederique Constant hat 2017 die Uhr Flyback vorgestellt, die jetzt um zwei Varianten mit Zifferblättern im Reverse-Panda-Look ergänzt wurde. Unser Favorit ist der Stahl-Chronograph mit blauem Zifferblatt und silbernen Totalisatoren. Wer's eleganter mag, wählt die Variante mit vergoldetem Stahlgehäuse, braunem Zifferblatt und ebenfalls silbernen Totalisatoren. Angetrieben werden beide vom hausigenen Kaliber FC-760. Von 3895 Euro aufwärts.



Porsche Design Timepieces

1919 Chronotimer Flyback
Eine Uhrenmarke, die Porsche und Design im Namen trägt, muss etwas Besonderes bieten. Das Modell 1919 Chronotimer Flyback Blue & Leather huldigt dem Sportwagenbau mit seiner filigranen Titankarosserie und einem Band, dessen blaues Leder sich auch im Inneren eines Porsche 911 wiederfindet. Als Motor dient das im eigenen Haus konzipierte Chronographenwerk mit Flyback-Funktion. 5950 Euro.



Alpina Alpiner X
Die Skisaison wurde dieses Jahr abrupt beendet. Doch man kann sie sich noch ans Handgelenk binden – mit dem Alpina-Sondermodell Alpiner X Freeride World Tour. Das macht nicht nur im Schnee eine gute Figur, sondern eignet sich dank integriertem Höhenmesser, Kompass und zahlreichen Smartwatch-Funktionen auch für Freiluft-Aktivitäten im Frühling und Sommer. Interessierte Sportler müssen schnell sein – das Sondermodell ist auf 150 Exemplare limitiert. 895 Euro.

A. Lange & Söhne Odysseus

Es war eine lange Reise. 25 Jahre brauchte die Manufaktur A. Lange & Söhne, bis sie ihre erste Luxus-Sportuhr im Edelstahlgehäuse auf den Markt brachte. So wäre vielleicht auch die Modellbezeichnung zu erklären. Odysseus heißt die Uhr, die gutes Aussehen mit erstklassiger Mechanik kombiniert. Bei der Preisgestaltung orientieren sich die Sachsen – leider, muss man sagen – an ihren Schweizer Kollegen von Patek Philippe. 28.000 Euro.



Anonimo Nautilo
Das Produkt zählt mehr als die Marke. Mit diesem Credo traten im Jahr 1997 ehemalige Mitarbeiter der Officine Panerai an und nannten ihre eigene Uhrenfirma Anonimo. Sie ist bei Uhrenfans keineswegs mehr anonym, sondern beliebt wegen ihrer Wassersport-Zeitmesser. Dazu gehört auch die neue Nautilo mit ihrem kissenförmigen 42-Millimeter-Edelstahlgehäuse. Der asymmetrische Flankenschutz der bei vier Uhr positionierten Krone macht sie so besonders. 2190 Euro.

Junghans Meister S Chronoscope

Junghans ist mehr als das klassische Design der Modellreihen Max Bill und Meister. Im April feiert mit der Meister S Chronoscope eine neue Linie Premiere. Das S steht für Sport, was sich nicht nur in Formensprache und Farbgebung widerspiegelt, sondern auch in einer hohen Alltagstauglichkeit. Die neue Sportlichkeit kommt in zwei Varianten – in mattedem Edelstahl (2290 Euro) oder schwarz PVD-beschichtetem Stahlgehäuse. 2490 Euro.



Rainer Brand Ecco²
Obwohl er kein Fußballspieler ist, ist es Rainer Brand auf meisterhafte Weise gelungen, das Runde ins Eckige zu bringen. Sein jüngstes Modell Ecco² ist ein gestalterischer Volltreffer. Auch die technische Ausführung ist speziell. Rainer Brand nutzt vergüteten Chromstahl, der dreimal härter und damit kratzfester ist als der übliche Uhrenstahl und metallisch glänzt. Besonders schön zu sehen ist dies an der rundum laufenden, auf Hochglanz polierten Fassung. Auch in Schwarz erhältlich. 3300 Euro.



HOFACKER

www.goldschmiede-hofacker.de

BHS ist die Neuschöpfung des klassischen Diamant-Solitarrings. Ein Ring mit intarsiertem Onyx oder rec. Koralle, Diamantpavé und der Dominanz eines feinen Diamanten.

Lässt es gut sein

Vor 50 Jahren kam das letzte Album der Beatles heraus. „Let It Be“ war perfekt – weil die legendäre Band endlich mal unperfekt erschien.

Von Jörg Thomann

Ann die Beatles zu denken ist ja nie ganz verkehrt, weil das in der Regel die Laune hebt: gute Musik, gute Typen (natürlich auch mit dunklen Seiten, bei dem einen mehr, beim anderen weniger) und einfach eine gute Geschichte, wie sie von keiner anderen Band mehr erzählt werden wird, schon weil das Musikgeschäft sich drastisch verändert hat. Die zu Ende gehende Dekade hat uns erfreulicherweise etliche Anlässe beschert, der Fab Four zu gedenken: 50. Jahrestag des ersten Auftritts als Beatles (2010); 50 Jahre erste Single „Love Me Do“ (2012); 50 Jahre „Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band“ (2017); 50 Jahre „Abbey Road“ (2019) und so weiter. Gerade die Jubiläen der Alben haben Fans wie Feuilletons so gebührend zelebriert, wie es sich gehört für Meisterwerke der Popgeschichte; die Sondereditionen von „Sgt. Pepper“ und von „Abbey Road“ landeten noch einmal an der Spitze der Charts ihrer britischen Heimat.

Die Beatles waren die Band der sechziger Jahre, 2020 sollte es mit den Fünfzig-Jahr-Feiern mithin vorbei sein. Doch da kommt noch was. Ein Nachzügler. Das einzige Beatles-Album, das in den Siebziger erschien, am 8. Mai 1970: „Let It Be“. Zeit also, sich zu rüsten für eine weitere Jubelfeier samt Gedenkakt und einem neuerlichen Ansturm auf die Plattenläden? Das scheint eher unwahrscheinlich.

Fragt man Menschen nach ihrem liebsten Beatles-Album, dann wird kaum je „Let It Be“ genannt. Besonders geschätzt wurde die Platte auch von den Beatles selbst nicht, die als Band schon gar nicht mehr existierten, als „Let It Be“ herauskam. Das taten sie eigentlich schon seit dem 20. September 1969 nicht mehr, als John Lennon den anderen seinen Ausstieg mitgeteilt hatte, welcher den Menschen draußen noch verschwiegen wurde. Von der Trennung sollten diese erst am 10. April 1970 erfahren, als

Paul McCartney sein erstes Soloalbum veröffentlichte und dazu einen Presstext, der keinen Zweifel ließ. Als vier Wochen darauf „Let It Be“ das Licht der Welt erblickte, war es im Grunde genommen ein Waisenkind, dessen vier Erzeuger sich noch vor der Geburt aus dem Staub gemacht hatten.

Mit ganzem Herzen dabei war von Anfang an wohl nur einer von ihnen gewesen, und zwar McCartney, der in den späten Sechzigern davon träumte, die zur reinen Studioband gewandelten Beatles noch einmal auf die Bühne zu bringen, für ein großes, im Fernsehen übertragenes Konzert. Auch den Weg dorthin, die Proben, wollte er filmen lassen und die mythisch überhöhten Musiker als die ehrlichen, unermüdeten Rock'n'Roll-Arbeiter präsentieren, die sie einst gewesen waren. Tatsächlich – und so hatte McCartney das gewiss nicht im Sinn gehabt – dürfte sich das Beatles-Dasein nie so sehr nach Arbeit angefühlt haben wie in jenen ersten beiden Januarwochen des Jahres 1969, als die Band in den Londoner Twickenham Studios für das Projekt zusammenkam, das zunächst den Titel „Get Back“ trug – die vermeintliche Rückkehr zu den Wurzeln.

Statt des alten Geistes entdeckten die Beatles die Tristesse eines Angestelltenalltags, der zur Rock'n'Roll-inkompatiblen Tageszeit von acht Uhr morgens begann und sich in einem Studio mit der Aura eines Großraumbüros abspielte, pausenlos überwacht von den Kameras des Regisseurs Michael Lindsay-Hogg. Am schlimmsten aber waren die Kollegen, mit denen man wie in Quarantäne aufeinanderhockte. John Lennon, der damals Heroin nahm, war häufiger neben der Spur und stieß die anderen vor den Kopf, indem er Yoko Ono, die wenig später seine Ehefrau werden sollte, wie einen Schatten an seiner Seite sitzen ließ. McCartney, der sich längst nicht mehr nur als Antreiber, sondern als Bandleader verstand, brachte

mit seiner schulmeisterlichen Attitüde vor allem George Harrison auf die Palme. Die Filmkamera hielt fest, wie der Leadgitarrist eine von Pauls Belehrungen parierte: „Ich werde alles spielen, was du willst, das ich spiele. Oder ich werde gar nicht spielen, wenn du nicht willst, dass ich spiele.“

Nach einer Woche beschloss Harrison, tatsächlich nichts mehr zu spielen: Er, der sich seit langem unterschätzt fühlte und mit Lennon gezoft hatte, verzog sich nach Hause. Ein paar Tage später ließ er sich überreden, wieder mitzumachen, allerdings zu seinen Bedingungen: keine große Live-Show am Ende des Drehs, ein Umzug von Twickenham in die heimischen, heimeligen Abbey-Road-Studios. Dorthin brachte Harrison den Keyboarder Billy Preston mit, dessen seelenvolles Spiel neuen Schwung in die oft lustlosen Sessions brachte und der sich mit seinem heiteren Gemüt als der menschliche Kitt erwies, der die auseinanderdriftenden Musiker eine Zeitlang zusammenhalten konnte.

So fand das Projekt „Get Back“ doch noch ein halbwegs gutes – vorläufiges – Ende. Am 30. Januar 1969 begab sich die Band statt auf eine Showbühne auf das Dach des Studiogebäudes, um hoch über der Stadt ihr allerletztes Konzert zu spielen: eine Verlegenheitslösung, die in der Geschichtsschreibung zur weiteren genialen Beatles-Idee veredelt wurde. Die Beatles selbst waren vor allem froh, dass sie das Ganze überstanden hatten. George Harrison sollte die Januartage '69 später als „Winter des Unbehagens“ bezeichnen, Schlagzeuger Ringo Starr sich an „endlose“ Proben voller Langeweile erinnern, für John Lennon waren die Dreharbeiten schlicht „die Hölle“. Und selbst Paul McCartney gab Jahre später zu, dass der Film nicht das Comeback zeigte, sondern „das Auseinanderbrechen unserer Gruppe“.

Die unselige Geschichte von „Let It Be“ war mit dem Abschluss der Sessions noch nicht vorbei. Dem Toningenieur Glyn Johns



Eine Verlegenheitslösung, die später als geniale Idee galt: Auf dem Dach des Studiogebäudes spielten die Beatles im Januar 1969 ihr allerletztes Konzert.

übertrug die Band die Aufgabe, die vielen Bänder nach Perlen zu durchforsten und ein Album zusammenzustellen. Seine erste Version lehnten sie ab. Seine zweite auch. Zwischenzeitlich erarbeiteten die Beatles mit „Abbey Road“ relativ reibungslos ein anderes Album, das im September 1969 erschien. Das „Get Back“-Material übergab John Lennon Monate später ohne McCartneys Wissen dem zwischen Genie und Wahnsinn mäandernden Starproduzenten Phil Spector. Von diesem neu zusammengestellt und abgemischt, erschien dann „Let It Be“ – am 8. Mai 1970, dem Jahrestag des Victory Day, an dem der Zweite Weltkrieg endete.

Für die Beatles war die Platte kein Befreiungsschlag, aber auch keine Kapitulationserklärung. Sie ist, vor allem, unausgegoren. Rohe, fragmentarische Nummern wechseln mit Liedern, die hemmungslos überproduziert sind. Natürlich hat das Album auch seine Momente, wir reden schließlich von den Beatles. In „Two Of Us“ finden McCartneys und Lennons Stimmen noch einmal in feinen Harmonien zueinander, „I've Got A Feeling“ erfreut mit Wechselgesang, bei dem ein entfesselter Paul seine Stimmbänder martert und John von der Seite Weisheiten über schwere Jahre und feuchte Träume einwirft. Mit Lennons „Across The Universe“ hat es eine schon zwei Jahre alte Aufnahme aufs Album geschafft; noch viel älter ist die Rumpelnummer „One After 909“, die von Lennon mutmaßlich schon 1957 erdacht

worden war. Der obligatorische Ringo-Song fehlt. McCartneys unvergängliches, elegisches Titelstück wird angeknüpft vom süffisanten Kommentar Lennons, es ertöne sogleich „Hört! Die Engel kommen“; Lennons Sprüche, mal bissig, mal frivol und mal albern, sind verstreut über das gesamte Album, auf dem auch ungeniert gehustet und gelacht wird. Diese Band hier, so die Botschaft, nimmt sich selbst weniger ernst als ihr dort draußen.

Für Paul McCartney galt das nicht unbedingt. Er äußerte sich entsetzt über Spectors Arbeit, dem er es bis heute verübelt, seine Ballade „The Long And Winding Road“ in einem Chor- und Orchesterbrei erstickt zu haben. John Lennon hingegen war zufrieden; ihm war es nur recht, wie er einmal sagte, den Mythos der Beatles zu zerstören. Und die normalsterblichen Hörer: Für sie ist „Let It Be“ stets der durchaus beruhigende Beweis gewesen, dass selbst musikalische Genies, wenn sie miteinander verkracht und nicht ganz bei der Sache sind, ein in Teilen nur mittelmäßiges Werk abliefern.

Damit hätte es gut sein können. Doch gut ist, jedenfalls wenn es um die Beatles geht, nicht gut genug. Also erschien schon 2003 mit „Let It Be... Naked“ Paul McCartneys Versuch, der ungeliebten Platte den Spector auszutreiben mitsamt seinem Orchester und Chören. Der Exorzismus ist durchaus glücklich, ein perfektes Album ist jedoch auch dieses nicht. Lennons Gequatsche fehlt und verzichtbare Finger-

übungen wie „Maggie Mae“ und „Dig It“, aber leider auch Harrisons markantes Gitarrensolo bei „Let It Be“. McCartneys „The Long And Winding Road“ ist auch ohne Streicher rührselig genug. Immerhin findet sich auf der Platte jetzt Lennons großartige Ballade „Don't Let Me Down“, auf die Spector sträflicherweise verzichtet hatte: anrührend, intensiv, mit einer hypnotischen Orgel Billy Prestons. Doch ob diese Version wirklich besser ist als die langsamere, die 1969 als B-Seite von „Get Back“ veröffentlicht wurde, darüber könnten Exegeten leidenschaftlich streiten.

Der nächste, der entscheidende Schritt zur Rehabilitation von „Let It Be“ steht nun aber im Jubiläumsjahr 2020 bevor. Kein Geringerer nämlich als Peter Jackson hat die Berge an Material durchforstet, ein Mann, der als „Herr der Ringe“-Regisseur bewiesen hat, dass er einen gewaltigen Stoff in den Griff kriegt. 50 Stunden Film- und 140 Stunden Tonaufnahmen hat Jackson abgehört, seine Dokumentation „The Beatles: Get Back“ soll im Herbst in die Kinos kommen. Versprochen wird ein Film, der – entgegen dem bisherigen Narrativ – „Wärme, Kameradschaft und Humor“ während der Sessions zeigen soll. Die beiden verbliebenen Beatles sind nur zu bereit, ihre Erinnerungen zu korrigieren. Jackson werde sie zeigen, „wie wir wirklich waren“, freut sich Ringo Starr, und Paul McCartney verspricht „die Wahrheit“ über die Beatles: „Die Freundschaft und

die Liebe zwischen uns kommen rüber und erinnern mich daran, was für eine verrückt schöne Zeit wir hatten.“

Sie wollen sie uns also nicht gönnen, die tröstliche Erkenntnis, dass die Beatles fehlbar waren und nicht alles, was sie angepackt haben, gute Laune macht. „Let It Be“ muss nach 50 Jahren doch noch zur Erfolgsgeschichte werden. Vermarktet wird die neue Dokumentation vom Disney-Konzern, bei dessen Produktionen ein Happy End stets Ehrensache ist.

Kurz nach Peter Jacksons Film soll dann auch eine restaurierte Version von Michael Lindsay-Hoggs originaler Doku „Let It Be“ herauskommen, deren Verbreitung auf Video oder DVD die Beatles unterbunden hatten – mutmaßlich wegen der Spannungen, die der Film festhielt. Irgendwo in den Untiefen des Internets lässt sich „Let It Be“ trotzdem auch heute finden. Und siehe da, ganz so falsch scheinen die mutmaßlichen Revisionisten gar nicht zu liegen: Von vergifteter Atmosphäre ist wenig zu spüren, wir sehen die Beatles ausgelassen jammen, lachen, blödeln. Auge in Auge singen John und Paul „One After 909“, George hilft Ringo dabei, „Octopus's Garden“ zu einem Song werden zu lassen, Paul und Ringo improvisieren ein Piano-Duett. Selbst die Meinungsverschiedenheiten zwischen Paul und George werden ruhig und in britischer Höflichkeit ausgetragen. Nicht alles war gut damals, als die Beatles „Let It Be“ schufen; es war ganz gewiss aber auch nicht alles schlecht. ◀



Am 8. Mai 1970 erschienen: Cover des Albums „Let It Be“

Mamas Puzzlering

Seit ich denken kann, himmle ich diesen Ring an. Meine Mutter kaufte ihn als Jugendliche auf einem Markt und trug ihn danach eine Zeitlang, aber ich kann mich nicht erinnern, ihn jemals an ihrer Hand gesehen zu haben. In meiner Kindheit war er für mich der große Star in ihrem Schmuckkästchen, mit dem ich hin und wieder spielen durfte. Irgendwann vermachte sie ihn mir, und bis heute freue ich mich darüber. Der silberne Puzzlering besteht aus vier Teilen und fällt auseinander, wenn man nicht aufpasst – dann hat man das Vergnügen, ihn wieder zusammensetzen zu dürfen. Dieses Prinzip stammt aus dem arabischen Kulturkreis. Es geht die unbestätigte Legende, diese Ringe mit vier bis sieben Teilen seien als eine Art Treuetest gedacht gewesen, daher rührt der Beiname Haremsring: Wenn die Frau ihn unvorsichtig vom Finger nimmt, um fremdzugehen, kann der Mann sie ertappen, ehe sie den Ring wieder zusammengesetzt hat. Eine äußerst steile These. Das Zusammensetzen sollte nämlich doch wesentlich weniger lange dauern als der Ehebruch, wenn man sich nicht bei beidem äußerst ungeschickt anstellt. Allerdings birgt das Wesen dieses Rings durchaus die Gefahr eines Ermüdungsbruchs, wie ich leidvoll feststellen musste: Nach 50 Jahren im Familienbesitz ist kürzlich einer der vier Ringe gebrochen. Zusammengesetzt ist der Puzzlering immer noch stabil, denn die Teile halten sich

gegenseitig. Trotzdem werde ich ihn natürlich reparieren lassen. Das dürfte teurer kommen, als einen ähnlichen Ring neu zu kaufen – aber Erinnerungen sind eben kostbar.

Julia Bähr ist Redakteurin im Feuilleton.



Aus der Kiesgrube gebuddelt

Ich trage nicht viel Schmuck, aber diesen Ring habe ich ausgesprochen gern. Wie so vieles andere, hat meine Mutter ihn eines Tages aussortiert und mir vermacht. Besonders gefreut habe ich mich über die Geschichte dazu: Den eingefassten Kreuzstein hat sie in den siebziger Jahren in irgendeiner rheinhessischen Kiesgrube ausgebuddelt. Als jugendliche Hobby-Paläontologin hat sie dort angeblich auch Haifischzähne und Mammutknochen gefunden – alles eigenhändig präpariert und bis heute in einer Vitrine zu besichtigen. Skeptische Fragen kontert sie stets mit überzeugenden Gegenfragen: „Wenn das kein Mammutbackenzahn ist, was dann?“ Der Stein jedenfalls hat laut Erinnerung meiner Mutter wie eine Kartoffel in der Erde gelegen. Erst im Querschnitt sah man das wundersame Kreuz des Chiasolithen, der später dann von einem Juwelier glatt geschliffen und eingefasst wurde. Eines hat mir meine Mutter leider nicht erzählt, und es wird mir erst jetzt mit Schrecken klar: Offenbar habe ich den Kristall vollkommen falsch behandelt. „Er sollte zweimal pro Monat unter lauwarmem Wasser entladen und zum Aufladen für zwei Stunden zusammen mit einem Bergkristall in die Sonne gelegt werden.“ So heißt es bei den kundigen Steinkennern von www.edelsteine.de. Nur dann stärke er „den Verstand, beschert eine rationale wie auch realistische Denkweise“. Na toll, jetzt ist es irgendwie auch zu spät. In

den vergangenen Jahrzehnten ist bestimmt alle Energie entwichen. Ich werde also weiter durch die Höhle der Ignoranz irrlichtern. Immerhin mit einem aparten Ring am Finger.

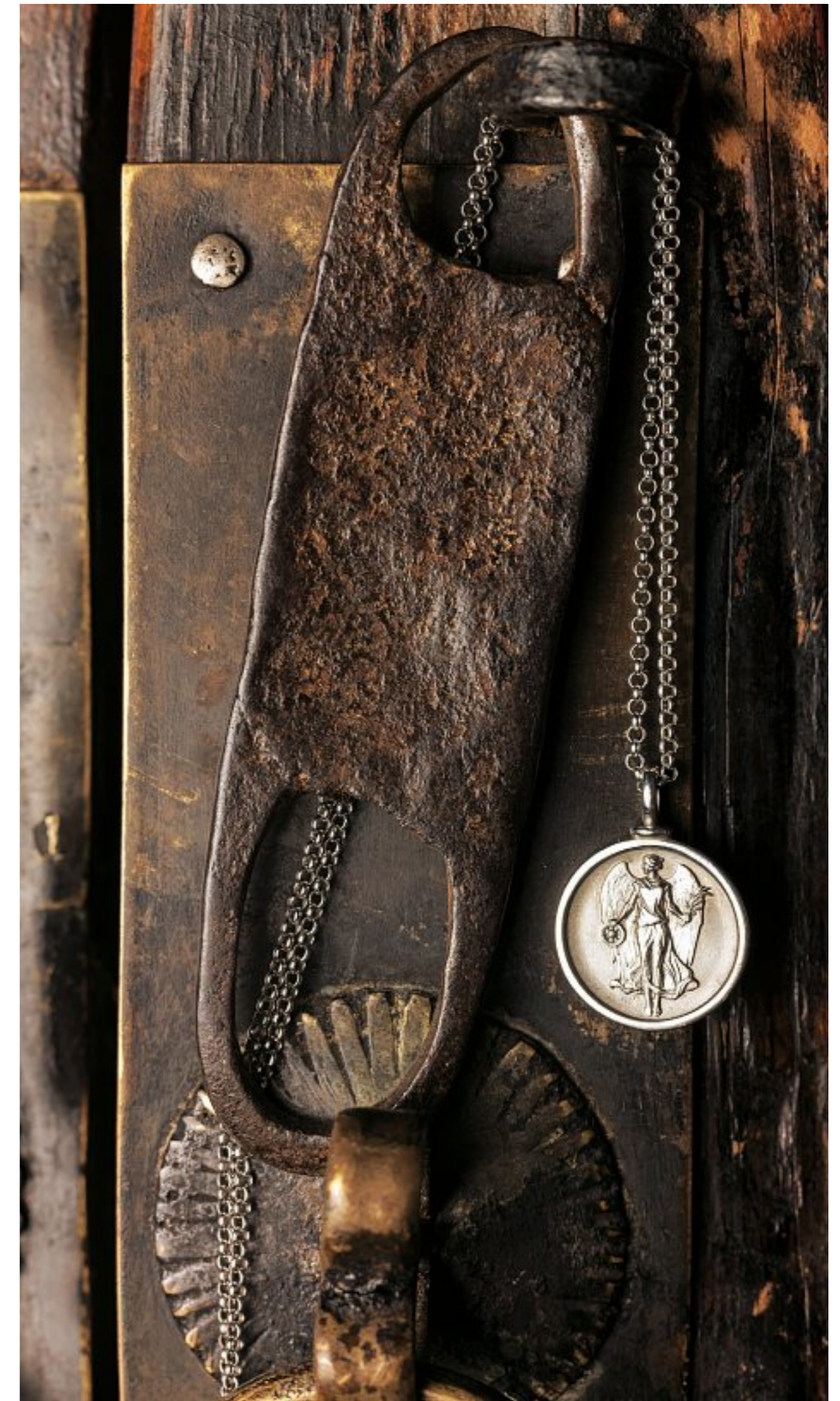
Livia Gerster ist Politikredakteurin in der Sonntagszeitung.



EIN STÜCK VON MIR

Man bekommt ihn geschenkt, erbt ihn oder erwirbt ihn in besonderen Momenten: Schmuck ist oft bedeutungsgeladen. Elf F.A.Z.-Redakteurinnen erzählen von dem Stück, das ihnen besonders lieb und teuer ist.

Fotos Frank Röth



Eine Medaille mit zwei Seiten

Als meine Tochter für ein halbes Jahr nach Kanada aufbrach, wollte ich ihr ein kleines Geschenk mitgeben. Auf der Suche landete ich in dem Lädchen von Rena Jarosewitsch und Isabel Zürn in der neuen Frankfurter Altstadt. Eine schönliedrige Kette war bald gefunden. Doch was sollte daran hängen? Das war dort keine Frage: ein Schutzengel-Amulett. Die beiden Goldschmiedinnen haben es selbst entworfen. Es ist ein beidseitig tragbarer Anhänger: auf der einen Seite ein Engel, mit dem Rad des Lebens in der einen und einem Olivenzweig in der anderen Hand – er verkörpert nicht nur die in den abrahamitischen Religionen verankerte Gestalt eines himmlischen Boten und Beschützers, sondern auch die griechische Göttin Fortuna. Der Olivenzweig steht für

Hoffnung. Die andere Seite der Medaille zeigt den Morgenstern. Es heißt, jeder Stern wird nach spätjüdischer und auch christlicher Tradition von einem Engel behütet. Der Engel, der als Lichtbringer den Weg weist, wird von einer Mondsichel begleitet, die für Wachstum und Wandel stehen soll. Auf der gegenüberliegenden Seite ist ein Sonnensymbol als Zeichen für das Leben. Dazu die Worte „ad astra“ und „protectus isto“. Dieser Schutz soll bis zu den Sternen reichen. Beide Seiten sind vollgepackt mit guten Wünschen – ein guter Begleiter für den Aufbruch ins Unbekannte.

Patricia Andreae ist Redakteurin in der Rhein-Main-Zeitung.



I remember you

Meine Mutter hielt das Ohr für einen der schönsten weiblichen Körperteile. Es zu durchstechen kam nicht infrage, für sie nicht und, solange sie das entscheiden konnte, für ihre Tochter auch nicht. Ich habe mich auch später daran gehalten. Erst vor einigen Jahren, nach einem Haarschnitt, kam ich überhaupt auf die Idee, Ohrhinge zu tragen. Clips natürlich. Diese dunkelblauen stilisierten Stoffblüten hängen an kleinen Glasperlen. Sie stammen aus New York. Ich habe sie zur Feier einer schönen Nachricht an einem sonnigen Tag gekauft. „Good morning“, sagte die Verkäuferin mit jenem weichen italienischen Akzent, der den Mund der Sprecherin lächeln lässt: „I remember you.“ Das war erstaunlich, denn in diesem Geschäft an der Upper East Side war ich noch nie gewesen. Allerdings in einem Laden desselben Labels in Rom. Dort hatte ich, bei dieser Verkäuferin, den Rock gekauft, den ich an jenem Morgen trug; mindestens sieben Jahre war das her. Und es war vermutlich eher der Rock als die Trägerin, den die Verkäuferin wiedererkannte, aber dennoch! Wir unterhielten uns, über Mode, über Rom und New York, was sie und mich dorthin trieb, welche Pläne wir hatten, und über die Unvergänglichkeit der Teile dieses Labels. Es gab aber nichts in dem Laden knapp jenseits der Madison Avenue, das ich mir hätte leisten können. Nur diese Ohrhinge, die kostbar beleuchtet in einer Vitrine hingen, und auch nur zu dem Freundschaftspreis, den die

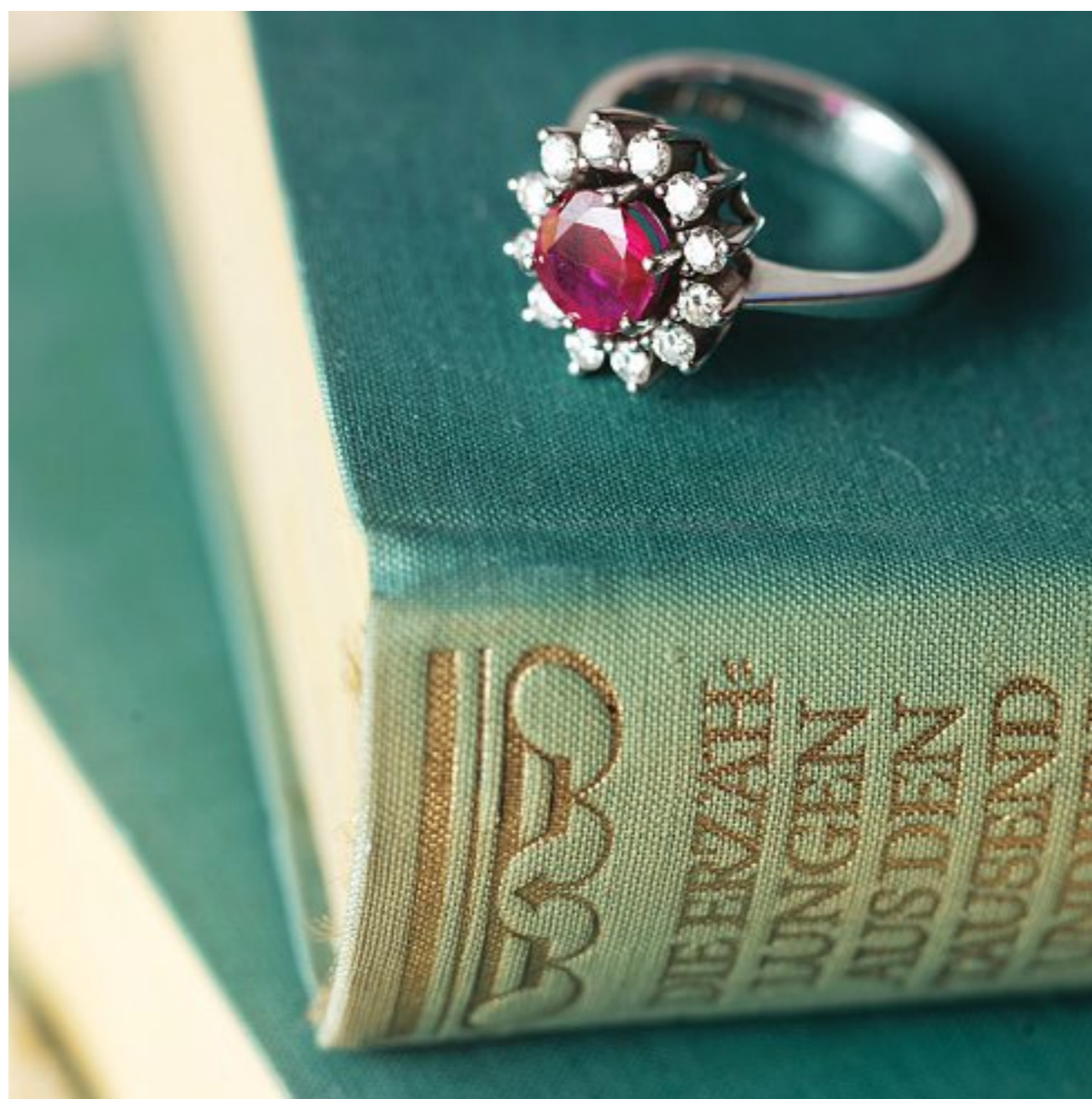


Verkäuferin mir einräumte. Es sind Clips, natürlich. Leicht. Sie schmücken enorm und lassen das Ohr unversehrt. In Gedanken sage ich „I remember you“, wenn ich sie anziehe, und lächle, wenn ich sie trage.

Verena Lueken ist Redakteurin im Feuilleton.

Ein Ring als Ritual

Auch wenn ich noch keine 30 bin, wage ich zu behaupten, dass dieser Ring der schönste bleiben wird, den ich je bekomme – entschuldige, potentieller zukünftiger Verlobter, mein Vater war schneller. Der Ring ist auch der einzige in meiner ansonsten durchschnittlichen Schmucksammlung, der sorgsam in sein gepolstertes Kästchen gepackt wird, wenn ich ihn nicht trage. Ich habe ihn zu meinem 25. Geburtstag geschenkt bekommen. Mir Ringe zu wünschen ist zu einem Ritual geworden. Zu meinem 18. Geburtstag habe ich von meiner Mutter einen schlichten Silberring mit winzigem Stein bekommen, den schon damals alle für einen Verlobungsring hielten. Zum 21. gab es dann den nächsten, den alle für den dazugehörigen Ehering hielten. Dieser Ring, der dritte in der Reihe und ein Geschenk meines Vaters, ist etwas Besonderes. Schon damals, Jahre vor Corona, erforderten außergewöhnliche Zeiten außergewöhnliche Maßnahmen. Wir waren in unseren Jeans damals wohl nicht das klassische Publikum bei diesem Juwelier, aber ich trage den Ring bis heute zu allen möglichen Anlässen – und immer noch zu Jeans. Es wäre viel zu schade, ihn nur dreimal im Jahr hervorzuholen. Er stammt aus dem Nachlass eines anderen Juweliersgeschäfts und ist vermutlich aus den Siebzigern. Mich erinnert er vor allem daran, wie viel Glück wir in unserer Familie immer gehabt haben. Der Gedanke gefällt mir, dass er auch in



Zukunft ein Glücksbringer für uns bleibt. Meine Zwillingsschwester hat sich damals einen ähnlichen Ring ausgesucht – fast gleich, so wie wir, bei denen nie festgestellt wurde, ob wir ein- oder zweieiig sind.

Sofia Dreisbach ist Redakteurin in der Politik.



Daumenspiel

Blandine hat keine Nase mehr. Und auch die Augen haben an Glanz verloren. Mehr als 40 Jahre Freude, Nervosität, Angst und Langeweile haben ihren Preis gefordert: Das gedankenverlorene Reiben mit dem Daumen über den silbernen Anhänger beruhigt. So hat es der Vater all die Jahre getan, so mache ich es als Tochter noch heute. Die Kette ist ein Erbstück. Und gerade deswegen hasse und liebe ich sie zugleich. Hätte sie gerne noch ein paar Jährchen länger tragen dürfen, der Vater. Nie hat er sie abgelegt. Bis zu diesem einen Tag im April. Da wurde sie uns, den Angehörigen, übergeben. Die Mutter konnte sie nicht tragen, die Schwester wollte nicht. blieb ich. Anfangs habe ich den silbernen Anhänger an einer zu engen Kette um meinen Hals gezerrt. Zu groß die Angst, ihn zu verlieren. Mit den Jahren wurde die Kette größer, die Trageabstände länger. Blandine ohne Augen und Nase sieht eben manchmal gruselig aus. Blandine Merten war eine saarländische Ordensschwester. Der Vater war keineswegs gläubig. Abergläubisch am Ende vielleicht, wenn es um Blandine ging. Kein Meter ohne sie. Er hat den Anhänger in jungen Jahren von einer Tante geschenkt bekommen. Damals hatte er viele Gründe, nervös über den Anhänger zu streichen. Er hat nie darüber geredet, Blandine hat es aber schon früh den Glanz gekostet. Die Kette war ein Teil von ihm. Wie sein Lachen, sein Humor, sein Pragmatismus. Heute trage ich sie immer dann, wenn ein bisschen väterliche, ein bisschen himmlische Unterstützung guttun würde. Dann streiche ich gedankenverloren mit dem Daumen über Blandines Gesicht.



Marie-Lisa Kehler ist Redakteurin in der Rhein-Main-Zeitung.



Großmutter's Kette

26 Jahre lang habe ich diese Kette bewundert. Meine Großmutter trug sie immer, ob im Sommer am Badensee oder im Winter an Weihnachten. Sie war, was man eine Grande Dame nennen würde: in jeder Lebenslage todschick gekleidet und immer auf einen spektakulären Auftritt bedacht. Der Anhänger lag genau dort auf ihrem Dekolleté auf, wo sie ein großes schwarzes Muttermal auf der Haut hatte. Dieses Bild hat sich in meinen Kopf eingebrannt. Vor drei Jahren ist meine Großmutter mit 91 Jahren gestorben. Mir ging es wie so vielen anderen Menschen nach dem Tod einer geliebten Person: Ich hätte sie so vieles noch gerne gefragt. Zum Beispiel, woher sie die Kette hatte. All die Jahre habe ich das nicht getan, sie gehörte einfach so selbstverständlich zu ihrer Person, dass mir das nicht in den Sinn kam. Beim Aufräumen ihrer Wohnung fand ich ein Foto von der Hochzeit meiner Großeltern vor 76 Jahren. Auf dem Bild trägt meine Großmutter die Kette. Ich weiß jetzt also immerhin, dass sie das Schmuckstück schon im Jahr 1944 besaß. Vielleicht hat mein Großvater es ihr zur Hochzeit geschenkt? Oder sie hat es von ihrer Tante, die sie immer mit Geschenken verwöhnte? Ganz genau werde ich es wohl nie wissen. Jetzt trage ich die Kette. Am Anfang fühlte sich das seltsam an, fast falsch sogar. Da fehlte das Muttermal an der richtigen Stelle, und eine Grande Dame bin ich irgendwie auch nicht. Inzwischen habe ich mich aber an den Anblick gewöhnt. Vor zwei Jahren habe ich geheiratet. Das hat meine Oma leider nicht mehr miterlebt. Durch ihre Kette aber war sie ganz nah dabei: Die baumelte schließlich vor meinem Herzen.



Jessica von Blazekovic ist Redakteurin in der Wirtschaft.

Klassisch auffallend

Ich bin überhaupt kein Schmucktyp. Jedenfalls behänge ich mich nicht übermäßig mit Gold, Silber, Edelsteinen. Ich trage einen Ring, manchmal auch keinen, selten eine Kette, nie Armreife. Ich mag kein Klippeln am Handgelenk, wenn ich die Maus am PC bewege, baumelnde Ketten nerven mich. Vielleicht bin ich eher praktisch veranlagt oder einfach jemand, der sich nicht gerne dekoriert. Eine Ausnahme mache ich: Ich trage ausgesprochen gerne Ohrhinge. Da werde ich für meine Verhältnisse geradezu wagemutig. Für eine Party greife ich schon mal zu richtig grellen, auffälligen Teilen. Mein Lieblingsstück aber sind die, die meine beiden Schmuckseiten vereinen. Es sind Goldhänger mit einem hellblauen Aquamarin. Sie sind klassisch, aber eben doch auffällig. In ihrer Form erinnern sie vielleicht an Ohrhinge, wie sie Mitglieder des britischen Königshauses tragen würden, muten also eher konservativ an. Aber schaut man genau hin, sind sie leicht deformiert und ein bisschen wie eine Bohne geformt. Das Gelbgold glänzt nicht, sondern ist gebürstet und leicht geriffelt. Kriert wurden sie vom italienischen Schmuckdesigner Marco Bicego, einem Juwelier aus Vicenza. Als ich mit meinem Mann in den Schmuckladen kam, sind sie uns sofort aufgefallen, weil sie im Detail so besonders sind. Er hat sie mir zu Weihnachten geschenkt. Wie sehr ich an ihnen hänge, merkte ich, als ich nach meiner letzten Reise glaubte, ich hätte sie im Hotel liegenlassen, auf dem Nachttisch.

Ich geriet in Panik, es fühlte sich an, als hätte ich einen wichtigen Menschen verloren. Ganz unten im Koffer fand ich sie dann. Und zog sie gleich an – zur Feier des Wiedersehens.



Anke Schipp ist Redakteurin im „Leben“ der Sonntagszeitung.



Ohrhinge zum Fliegen

Ich besitze eigentlich keine besonderen Schmuckstücke, zumindest keine wertvollen. Ketten bleiben meist irgendwo hängen und zerbrechen in der Regel, und von Ohrhingen verliere ich nicht selten ein Teil. Der Beleg ist ein pralles Schmuckkästchen voller bunter Ohrhinge, die nicht mehr getragen werden können, weil ihr jeweiliges Gegenstück fehlt. Das alles hält mich davon ab, teuren Schmuck zu kaufen – so sind die Verluste doch leichter zu verschmerzen. Mein Lieblingsstück ist daher kein wertvoller Diamantring, sondern ein Paar Zirkon-Ohrhinge vom Juwelier Christ, das mir mein kleiner Bruder vor acht Jahren zu Weihnachten geschenkt hat. Bevor ich bei der F.A.Z. als Redakteurin anfang, war ich sechs Jahre lang Flugbegleiterin. Als ich damit begann, war ich 18 Jahre alt, kam frisch von der Schule und besaß so gut wie keinen „eleganten“ Schmuck, den man aber tragen sollte, wie es hieß. Meine Leopardmuster-Stecker mussten also in der Schublade bleiben. Mein jüngerer Bruder Sebastian, der auch gleichzeitig mein bester Freund ist, wusste natürlich von der Misere. Das Resultat war das schöne Paar Ohrhinge, das ich bis heute weder verloren noch habe kaputt gehen lassen. Und bis heute trage ich die Ohrhinge gerne, weil sie zu allem passen, ungelogen. Sie sind dezent, elegant und einfach praktisch – auch weil sie nirgends hängenbleiben. Ich habe sie auf meinem ersten Flug nach Seattle getragen und bin mit ihnen um die ganze Welt geflogen.



Antonia Mannweiler ist Redakteurin in den Finanzen.



Und ich habe sie an meinem ersten Tag bei der Zeitung angehabt. Die Leopardmuster-Stecker darf ich dort aber natürlich auch tragen. Zum Glück.



Großkatzenpfoten-Ring

Meinen Ring habe ich aus Nepal mitgebracht. Es war im Jahr vor dem furchtbaren Erdbeben im Himalaja 2015. Ich war in Kathmandu, zu Gast im Haus eines Freundes, das sogar einen seismographischen Sensor hatte. Der hatte auch ein paar Mal gepiepst, genützt hätte er im Ernstfall nichts. Wohin auch sich flüchten, wenn die Katastrophe jäh hereinbräche, die wenig später so viele Menschen getötet und die Überlebenden ins Elend gestürzt hat? Aber damals, vor nun sechs Jahren, war keine Angst, nur Staunen und Freude über die so freundliche Fremde, die unbeschwert flirrende Stadt. Von Kathmandu aus sind wir ins Land gefahren, auch zu einer Lodge, in der – vielleicht – Tiger zu sehen sein würden, wie es ihr Name verspricht. Es gab dort Elefanten, deren sanftmütige Pfleger uns die empfindliche Haut der Tiere vorsichtig begießen ließen, wenn die in ihrer Wasserstelle offensichtlich genüsslich badeten. Panzernashörner zogen ungestört durchs Terrain, als gäbe es ein Stück vom verlorenen Paradies. Aus dem silbernen Ring ist der Abdruck einer Tigertatze gestanz. Es gab ihn im kleinen Souvenirladen, für kleines Geld, ein Signet dieses geschützten Reviers. Ich hatte gesehen, dass die Leute, die auf der Lodge arbeiten, so einen Ring tragen. Er kam mir wie das Symbol einer Verbündetheit vor, wengleich ich ihr nicht zugehören konnte. Seither habe ich meinen Großkatzenpfoten-Ring aus Nepal öfter angehabt als jedes andere mir liebe Schmuckstück, ein wenig wie einen Talisman, einen Begleiter aus einer Zeit, die vom Glück begünstigt war. Ein leibhaftiger Tiger hat sich uns übrigens nicht gezeigt.



Rose-Maria Gropp ist Redakteurin im Feuilleton.

Paris, ach, Paris!

Wann immer ich diesen Armreif über meine Hand streife, tauche ich wieder ab in die schmalen Gassen von Montmartre. Dem besonderen Charme des Viertels mit seinen Straßenkünstlern, den kleinen Cafés und versteckten, verträumten Plätzen bin ich sofort erlegen, als ich letzten Sommer zum ersten Mal in Paris war. Fernab der Hektik im Zentrum kann man sich in Montmartre wunderbar treiben lassen. Hier zeigt die Stadt der Mode (und der Liebe) abseits der Hochglanz-Designer-Stores entlang der breit ausgebauten Prachtstraßen ein ganz anderes Gesicht. Viele kleine Boutiquen laden zum Bum-meln ein. In genau so einer Boutique habe ich meinen Armreif gekauft. Der rote Fassadenstück war schon etwas abgebröckelt, die Auslage im Schaufenster überladen, und doch hat mich etwas mit aller Macht ins Innere des kleinen Ladens gezogen. Als ich den Armreif in einer der Vitrinen sah, wusste ich: Dafür lohnt es sich, die letzten Reserven der Urlaubskasse zu plündern. Schnell ist der Armreif eines meiner liebsten Schmuckstücke geworden. Dezent und ohne sich aufzudrängen kommt er dennoch gut zur Geltung und verleiht jedem Outfit, ob sportlich oder elegant, das gewisse Etwas. Zugegeben, mit seiner starren Form ist der Armreif sicher nicht das praktischste Schmuckstück, das ich besitze. Doch es gefällt mir, wie er sich mir auf charmante Weise immer wieder in Erinnerung ruft. Die Leichtigkeit, mit der er mein Handgelenk umspielt, bringt auch immer etwas von der Unbeschwertheit zurück, die ich in Montmartre so genossen habe. Wahrscheinlich ist es genau dieses Gefühl, das mich ihn zur Zeit besonders oft tragen lässt.



Svea Junge ist Redakteurin in der Wirtschaft.



Höchste Ansprüche

Hundelshausen ist nicht Paris. Doch ausgerechnet hier findet meine erste wahre Begegnung mit der Mode statt.

Von Yorn

Kurz nach dem Krieg kommen keine Familienferien an der See oder in den Bergen in Frage. Höchstens ein paar Tage in bescheidenen Sommerquartieren auf dem Land. So sind meine Eltern erleichtert, als sich ihnen die Möglichkeit bietet, mich als Ferienkind einer befreundeten Großfamilie anzuhängen. Mit Ziel Hundelshausen, irgendwo im Werratal. Es werden herrliche drei Wochen. Vor allem, da wir im Gasthaus Bindbeutel mit eigener Schlachtereier untergebracht sind.

In der mageren Nachkriegszeit sind üppige Mahlzeiten in den Städten eher Mangelware. Mit selbstgestrickten Handarbeiten oder letzten Tischservietten aus Leinen und einigen silbernen Teelöffeln aus dem Familienfundus beladen, fährt meine Mutter mit dem Fahrrad durch die Umgebung von Bremen, um etwas Butter, einige Eier oder vielleicht auch mal ein altes Karnickel dagegen einzutauschen. Nach diesen Hamstertouren sind unsere Teller stets etwas reichhaltiger gefüllt.

Es sind meine ersten Ferien nach dem Krieg auf dem Land, und dank der hauseigenen Produktion der Familie Bindbeutel verschlinge ich Unmengen von Kalbsbraten, Schweineschnitzeln und Rinderfilets. Ich fühle mich wie im Schlaraffenland und bedaure nur, dass meine Eltern sich nicht ebenfalls an eine so reich gedeckte Tafel setzen können. Daher plane ich, sie bei meiner Rückkehr mit einer kulinarischen Spezialität der Familie Bindbeutel zu überraschen. Eigentlich habe ich vor, eine der leckeren hausgemachten Blutwürste den Eltern als Mitbringsel aus den Ferien zu spendieren. Doch es kommt ganz anders.

Der Familienclan Bindbeutel besitzt noch eine weitere lukrative Einnahmequelle im Ort: ein Geschäft für Kurz-, Weiß- und Miederwaren sowie allerhand modisches Zubehör wie Gürtel, Hosenträger, warme Socken und ... Damenunterwäsche! Diese allerdings in erster Linie für die örtliche Zielgruppe: die treue und zuverlässige Bleyle-Kundin. Doch für besondere Anlässe gibt es auch ein spezielles Angebot mit etwas gewagteren Modellen und luxuriöserer Optik. Es sind nicht immer die Kassenschlager der Saison, sie gehören aber in das gehobene Sortiment im Laden Bindbeutel, um dann leider häufig zu herabgesetzten Preisen im Schlussverkauf zu landen. Und genau das sollte mir zum Verhängnis werden.

So erlebe ich am Tag vor Feriende den Schock meines gerade zehnjährigen Lebens. Wie angewurzelt bleibe ich vor dem Schaufenster stehen, in dem besagte Artikel angeboten werden. Magisch wird mein Blick von einem offenen Karton aus Goldpapier mit der schwarzen Aufschrift „Dernier cri“ angezogen. Das kann nur aus Paris kommen. Ein Hauch der großen Welt. Und das Ganze zu einem Schleuderpreis, den sogar ich – wenn auch nur knapp – bezahlen kann.

Rote Seide mit schwarzer Spitze liegt schön drapiert im edlen Karton. Mein Herz schlägt höher, doch reiße ich mich zusammen und betrete mutig den Laden, um diese Entdeckung genauer betrachten zu können. Zunächst ist man etwas erstaunt über den ungewöhnlichen Kunden mit Interesse an ausgefallener Damenunterwäsche. Eine ländliche Aushilfskraft ist leicht überfordert und kann

mich beim besten Willen nicht in ihre übliche Klientel einordnen. Etwas geniert holt sie trotzdem das Objekt meiner Begierde aus seiner Verpackung. Als Erstes ist da ein kleines rotes Höschen, dezent mit schwarzer Spitze verarbeitet. Das dazu passende Oberteil, dessen tiefer Ausschnitt ebenfalls suggestiv mit schwarzer Spitze garniert ist, wirkt auf mich sehr edel und sehr teuer. Ein wahres Kunstwerk! Außerdem ist das Ensemble mit einem vielversprechenden Anhänger als Garantie für höchste Ansprüche versehen: „100 % Trevira!“

Ich bin fasziniert. Dieses Hemd und dieses Höschen scheinen mir das ideale Mitbringsel zu sein, wenn auch nicht direkt aus der Modemetropole Paris, so doch aus Hundelshausen. Selig verlasse ich den Laden mit meiner Kostbarkeit unter dem Arm und kann nunmehr die Ankunft in Bremen kaum noch erwarten. Dieses Geschenk sollte alles Herkömmliche absolut in den Schatten stellen.

Wie langweilig kommen mir plötzlich die mit Liebe ausgesuchten Taschentücher zum Muttertag vor, wie almodisch die obligatorische festlich verpackte Tosca-Seife von 4711 zum Geburtstag und wie phantasielos die bunten Papierservietten mit musizierenden Posaunenengeln zu Weihnachten. Nein, dieses Geschenk ist für mich ein nicht zu überbietender Knüller. Im Geiste stelle ich mir schon die Szene vor, in der meine Mutter ihr geheimnisvolles Präsent auspackt. Denn sicher rechnet sie, wie ursprünglich von mir vorgesehen, mit einer Delikatesse aus der Schlachtereier. Wie wird sie überrascht sein!

Die von mir geplante Zeremonie beginnt bei meiner Rückkehr aus den Ferien bereits auf dem Bremer Bahnsteig. Natürlich habe ich Lampenfieber wie vor einer Premiere, registriere aber sofort mit großer Genugtuung den erstaunten Blick meiner Eltern, als sie ein rätselhaftes Paket in meinen Händen entdecken, das ich wie eine Reliquie mit besonderer Pietät vor mir hertrage. Ihre neugierige Frage, ob es sich dabei vielleicht um eine kühl verpackte Schlachtplatte handelt, beantworte ich mit einem Kopfschütteln. Meine Inszenierung scheint zu funktionieren, denn die Spannung bei den Eltern macht sich bemerkbar, und ich genieße die Vorfreude auf den Augenblick, in dem sich der Vorhang hebt. Ich finde mich selber fabelhaft.

Rote Seide mit schwarzer Spitze? Sempé hielt die bizarre Szene fest.



Jürgen Michaelson kam vor 65 Jahren nach Paris – und ist noch immer da. Der Modemacher, der aus Bremen stammt und von Christian Dior den Namen Yorn bekam, hat seine Erinnerungen aufgeschrieben – und bereitet schon ein zweites Buch vor, in dem es um all die Dior-Assistenten geht, die in der Mode Karriere machten. Darin müsste er dann auch vorkommen.

Foto Paul Lehr

Eine festlich gedeckte Kaffeetafel erwartet mich im schattigen Garten, und ich bin glücklich, als ich Mutters frischgebackenen Zwetschkuchen mit reichlich Sahneersatz auf dem Gartentisch entdecke. Zu meiner großen Freude ist auch meine Großmutter eingeladen. Der einzige falsche Ton in der harmonischen Runde ist mein älterer Bruder, der überhaupt keinen Sinn für das Ausgefallene oder Ungewöhnliche hat. Somit könnte er aus Enttäuschung schnell die Rolle des Störenfrieds übernehmen, wenn er dahinterkommt, dass sein Heißhunger auf die zu erwartenden Würstchen heute nicht gestillt wird.

Dann ist es so weit. Ich übernehme die Rolle des Zeremonienmeisters und überreiche meiner Mutter das mysteriöse Geschenk. Vorsichtig wird die erste Verpackung entfernt. Alle sind gespannt, was da wohl zutage kommt. Zuerst erscheint das vielversprechende Etikett „Für höchste Ansprüche bei besonderen Anlässen“. Das hört sich schon einmal gut an. Sicher eine kulinarische Delikatesse für verwöhnte Feinschmecker. Meinem Bruder läuft bereits das Wasser im Mund zusammen.

Doch das Goldpapier mit schwarzer Aufschrift „Dernier cri“ lässt ihn nichts Gutes ahnen.

Behutsam zieht meine Mutter das rot-schwarze Gebilde aus seiner Verpackung und hält es in die Höhe. Die Überraschung ist vollkommen. Sprachlos wird meine tolle Kreation aus Hundelshausen von den Anwesenden beäugt. In der nun folgenden Stille wird mir plötzlich mulmig zumute, und ich merke, dass alle angestrengt nach einer angemessenen Reaktion suchen. Sogar dem Hund ist das Wedeln vergangen. Fasziniert starrt er auf das rote Ding in den Händen meiner Mutter. Auch er hatte auf etwas Schmackhaftes gespitzt.

Natürlich meldet sich mein frustrierter Bruder als Erster zu Wort, er findet das alles „total blöd“. Herablassend verkündet er, dass ich in den Ferien wohl noch debiler geworden bin, als ich sowieso schon war. Meine Großmutter findet als Zweite zur Sprache zurück und äußert

die Frage, wie wohl ihre Schwiegertochter in solch einem gewagten Outfit aussieht. Mein Vater wiederum ist vollkommen perplex in Anbetracht dieser surrealistischen Szenerie und des ausgefallenen Interessengebiets seines Jüngsten. Nach langem Schweigen bemerkt er endlich, dass, wenn schon keine Blutwurst, ihm ein „Merian“-Heft über die Schönheiten des Werratal oder ein handgeschchnittener Brieföffner von dort lieber gewesen wären als diese Kunstfasertextilien aus Hundelshausen.

Ich bin den Tränen nahe. Wie ein Häufchen Elend sitze ich vor meinem sonst so geliebten Zwetschkuchen, der mir heute nicht so schmeckt wie sonst. Er bleibt mir eher wie ein Kloß im Hals stecken. Nur die Anwesenheit meines Bruders hält mich davon ab, in Tränen auszubrechen. Den Gefallen will ich ihm nicht tun.

Auch meine Mutter hat vor Rührung feuchte Augen. Liebevoll nimmt sie ihren Kleinen in die Arme und findet die richtigen Worte, um mich zu trösten. Doch richtig glücklich werde ich erst wieder, als sie mir zur allgemeinen Verblüffung vor allen Anwesenden erklärt, wie sehr sie sich über mein Geschenk freut und dass dieses Kleinod einen Ehrenplatz in ihrer bisher eher dezenten Garderobe einnehmen wird.

Meine spätere, im Augenblick mir noch unbewusste Devise „Tue etwas, was andere nicht tun“ erweist sich dank dieser offiziellen Anerkennung zum ersten Mal als erfolgreich. Ich bin erleichtert, glücklich und getröstet. Der goldene Karton bleibt jedoch weiterhin edel verpackt im Wäscheschrank meiner Mutter und wartet somit geduldig auf eine besondere Gelegenheit mit höchsten Ansprüchen. Diese Episode hat mir zwei Dinge frühzeitig beigebracht. Erstens: Mein modischer Geschmack bedurfte einer strengen fachmännischen Korrektur. Und zweitens ist die Kombination von roter Seide mit schwarzer Spitze eine heikle Sache.

Der Text ist ein Vorabdruck aus dem Buch „Gast im Glück“ von Yorn, mit Zeichnungen von Sempé, das in diesen Tagen im Diogenes-Verlag erscheint.

Ganz leicht ins Glück

Jürgen Michaelson wurde zu Yorn – und blieb bei sich

Das ist mal ein Auftritt. Jürgen Michaelson, genannt Yorn, kommt in die Lobby des Hotels Plaza Athénée, und man erkennt ihn sofort. Dunkelblauer Anzug, stilles Einstecktuch, volle Präsenz, sonore Stimme: Das muss er sein. „Ah, Monsieur“, ruft schon die Bedienung in der Bar. „Bonjour! Comment allez-vous?“ Ihm geht's gut. So wortreich umwirbt er nun die junge Frau, dass sie nur noch lachen kann vor Freude. „Ich stehe so in Ihrer Schuld“, ruft er ihr zu. Denn mit den Stiften des Hotels, die sie ihm immer zusteckt, hat er sein Buch geschrieben.

Man kennt ihn hier, seit 65 Jahren. Mit 19 Jahren kam der junge Mann aus Bremen nach Paris. Und weil er ein Gespür für Mode hatte, auch wenn sich das in einem der ersten Kapitel seines Buchs anders liest (siehe den Vorabdruck links), weil er selbstbewusst seine Zeichnungen einreichte, nahm ihn der wichtigste Modeschöpfer als Assistent auf: Seit 1956 arbeitete er ein Jahr lang bei Christian Dior, den den Franzosen nach dem Krieg mit seiner so aufwendigen wie schönen Mode den Glauben an den Luxus zurückgab.

Auch Monsieur kam immer ins Plaza Athénée. Die Dior-Zentrale liegt an der Avenue Montaigne gegenüber. So konnten die Männer der Kundinnen, die zu Schauen und Anproben ins Modehaus gingen, in der Bar auf ihre Frauen warten. Und wenn die Frauen danach zu ihnen stießen, trugen sie womöglich schon die taillierte Bar-Jacke, die nach eben dieser Bar benannt ist – und zu einem Klassiker wurde, den noch die aktuelle Dior-Designerin Maria Grazia Chiuri in vielen Varianten neu erfindet.

„Er war fabelhaft“, erinnert sich Jürgen Michaelson. „Mir treten fast jedes Mal die Tränen in die Augen, wenn ich an Dior denke. Ich habe an ihm gehangen. Er war wohlwollend, er war großzügig, er war sensibel.“ Und er hatte ein ästhetisches Gespür, in das der Name Jürgen Michaelson phonetisch nicht so recht passte. Also benannte er den Zwanzigjährigen gleich mal in Yorn um, was französisch klingt und zugleich nordisch, wegen seiner Herkunft aus Norddeutschland.

Bei Christian Dior lernte Yorn alles, was er später in seiner langen Karriere als Modemacher brauchte. Auch er baute eine

Couture-Marke unter eigenem Namen auf und verkaufte seine Mode in großen Kaufhäusern, unter anderem jahrzehntlang bei Karstadt. Alle anderen Dior-Assistenten sollten nach dem frühen Tod des Meisters im Jahr 1957 ebenfalls Karriere machen: Pierre Cardin, Jean-Louis Scherrer, André Levasseur und natürlich Yves Saint Laurent, der ihm nachfolgte und seit 1961 sein eigenes Modehaus aufbaute.

Yorn und Yves verstanden sich gut, auch wenn sich der Franzose in seiner oft hämischen Art über den Akzent des Deutschen lustig machte. Yorn ließ sich sein Selbstbewusstsein nicht nehmen: „Wetten, dass ich in zwei Monaten an einem Pariser Theater eine Rolle auf Französisch spiele?“ Monsieur Dior lächelte, Yves schlug ein. Warum Yves dem Neuen am Ende schmalpöppig den Wettensatz spendieren musste, eine Flasche Champagner, das sollte man in diesem Buch nachlesen, das man eigentlich nur mit Yorn-Vokabular beschreiben kann: als charmant und zauberhaft.

„Das Schlimmste, was Künstlern passieren kann, ist die Selbstverherrlichung“, sagt er, ohne den Namen Yves Saint Laurent noch einmal zu nennen. „Man hat dann nur einen Hof von Schleimern um sich herum, die dauernd sagen: ‚Du bist der Beste.‘ Man ist dann nicht mehr in der Realität, man schirmt sich ab und wird einsam. Dior, Givenchy, Madame Grès: Sie waren alle nicht glücklich.“

Auch er musste aufpassen, denn schon mit Anfang 20 war er auf Titelseiten. Mitarbeiterinnen und Freunde, sagt er, hätten ihn immer wieder auf den Boden geholt. Und er hält die Verbindung zu seiner Vergangenheit, also zu Bremen, wohin er noch oft fährt, wenn ihn nicht Corona in seiner Wohnung in Paris hält, und zu den Menschen, die er in Paris schon seit mehr als 60 Jahren kennt – wie Victoire Doutreleau, dem liebsten Mannequin Diors.

Bei seinem Buch half ihm noch ein alter Freund: Sempé illustrierte die Erzählungen aus seinem Leben so federleicht, wie Yorn sie geschrieben hat. „Ein Geschenk des Himmels“, ruft Yorn. Dabei lernte er den legendären Zeichner auf denkbar simple Art kennen. In der Haute Provence, in den Bergen hinter Monaco, sind die beiden Nachbarn. *Alfons Kaiser*



Schon mit eigenem Couture-Haus: Yorn im Jahr 1963 bei der Arbeit

„Wir sind eine Angst-Gesellschaft geworden“

Extrembergsteiger Alexander Huber über die Angst als besten Freund, kritische Situationen beim Klettern, seine eigene Lebenskrise und Lehren aus der Corona-Pandemie

Herr Huber, wann haben Sie als Kind zum ersten Mal richtig Angst verspürt?

Ich bin 1968 geboren worden, und eine meiner frühesten Erinnerungen war die Angst vor der RAF. Es war die Zeit des deutschen Herbsts, in jedem Laden hingen grausige Fahndungsplakate, auf denen Worte wie „Schusswaffe“ und „Terroristen“ zu lesen waren. Wir sollten damals vorsichtig sein, wovor auch immer. An sich bestand ja für mich persönlich keine reale Bedrohung, aber wie sollte ich das als Kind verstehen? Deswegen war die Angst vor der RAF sehr präsent.

Wie sind Sie damit umgegangen?

Meine Eltern haben natürlich versucht, diese Ängste abzufangen. Trotzdem wurde uns gesagt, vorsichtig zu sein gegenüber fremden Leuten, nicht ins Auto fremder Menschen zu steigen. Ich weiß noch, ich wollte damals bei Dunkelheit nicht einschlafen. Das ist relativ lange so geblieben. Da hinterlässt die Angst negative Spuren im Leben, wenn man weiß, dass es ein Gefahrenpotential gibt, gegen das man nichts tun kann. Diese erlebte Ohnmacht brennt sich ins Gedächtnis ein.

Angst ist ein Gefühl, das man sehr ungerne empfindet, und doch nennen Sie es in Ihrem Buch „Die Angst“ den „besten Freund“. Warum?

Als Erwachsener kann man sich mit der Angst ja auseinandersetzen. Beim deutschen Herbst etwa würde ich versuchen herauszufinden: Betrifft mich das wirklich im Leben? Dann komme ich zu dem Ergebnis, dass das sehr unwahrscheinlich ist, und ich kann wieder ruhig schlafen. Als Kind ist das viel schwieriger. Deshalb ist mein Credo: Die Angst will uns immer etwas mitteilen, vor einer Gefahrensituation, einer Problemsituation warnen. Und wenn ich mich damit nicht auseinandersetze, wenn ich die Vogel-Strauß Taktik verfolge und den Kopf in den Sand stecke, dann laufe ich Gefahr, dass genau das passiert, was ich eigentlich vermeiden will. Ich habe in meinem Leben erfahren: Immer wenn ich den Dingen davonlaufe, holen sie einen gerne in einem Moment ein, in dem man gerade schlecht dafür gerüstet ist. Dann hat man umso mehr Probleme.

Es geht darum, den richtigen Umgang mit der Angst zu lernen?

Ja. Beim Bergsteigen etwa sind die Gefahren ja allgegenwärtig. Wenn man sich bewusst ist, es gibt ein Absturzpotential, empfindet man berechtigterweise Angst. Ich könnte runterfallen, mich verletzen oder sogar mein Leben verlieren. Wenn ich der Aufgabe aber gewachsen bin, macht mich die Angst nicht nervös, sondern nur konzentriert. Und das ist der ideale Zustand. Weil dann die Angst die wichtigste Überlebensversicherung am Berg ist. Macht mich die Angst dagegen nervös, muss ich auch den richtigen Schluss ziehen – und umkehren. Man spricht im Bergsteigen gerne von der hohen Kunst, den richtigen Punkt zur Umkehr nicht zu verpassen, denn das Umkehren entscheidet oft über das Überleben am Berg. Man muss da auf die innere Stimme hören, das ist nichts anderes als die emotionale Ebene bei einer Entscheidungsfindung. Die rationale Ebene, das Heranziehen aller möglichen Informationen, ist die Basis für eine Entscheidung. Getroffen wird sie aber immer emotional. Wir sind keine Rechenmaschinen, und gerade wenn wir am Berg unterwegs sind, geraten wir oft in Situationen, die für eine einfache Lösung zu komplex sind. Da entscheiden wir

mit dem Bauchgefühl, das wir durch unsere Erfahrung aufgebaut haben.

Das Überwinden schwieriger Situationen kann auch ein großer Anreiz sein, beim Bergsteigen und anderswo.

Keine Frage, solche intensiven Erfahrungen verlangen geradezu nach Wiederholung und Erweiterung. Aber man sollte auch mit jeder Unternehmung dazulernen und die neu gewonnenen Erkenntnisse anwenden. Dann ist man mit 50 auch vernünftiger als in der Sturm- und Drangphase mit 20. Der Mensch bleibt ja Gott sei Dank nicht sein Leben lang Stürmer und Dränger. Schaut man auf seine eigenen Kinder, dann hofft man natürlich, dass sie alles gesund überstehen, aber sie sollen auch fürs Leben lernen, ihre eigenen Erfahrungen machen können. Ich werde meinen Kindern sicher nie aus Angst, sie könnten Fehler machen, alles verbieten. Wichtig ist, dass man sie mit der eigenen Erfahrung begleitet und als Berater zur Seite steht.

Sie sind auch Free Solo geklettert, ohne Seil und Sicherung, etwa an der Großen Zinne in den Dolomiten. Wie sind Sie da mit den Ängsten Anderer um Sie umgegangen?

Beim Free Solo an der Großen Zinne damals habe ich meiner Mutter nicht Bescheid gegeben. Mein Vater und mein Bruder wussten es, aber sie konnten als aktive Kletterer das auch realistisch einschätzen, sie wussten, wie ich mich vorbereitet hatte, dass ich das Können habe. Sie konnten damit umgehen. Meine Mutter wollte ich damit nicht belasten. Meine letzte große Free-Solo-Route habe ich aber vor zwölf Jahren gemacht. Sicher, der Reiz wäre noch da, aber es steht auch die Erkenntnis dagegen, dass mir mit mehr als 50 Jahren physisch Grenzen gesetzt sind. Weiter Free Solo zu klettern wäre keine Erweiterung der bisher gemachten Erfahrungen und zugleich eine unnötige Belastung des Familienlebens. Dann würde ich meine Leidenschaft auf dem Rücken meiner Familie ausleben.

Sie planen keine Free-Solo-Klettereien mehr?

Ich habe meine Ziele verwirklicht, ich weiß, dass ich es heute nicht mehr besser kann als damals. Und selbst wenn ich eine Aktion planen würde, die aus meiner Sicht gut kontrollierbar scheint, müsste ich mir die Frage stellen: Ist es das wert, dieses kleine Restrisiko in Kauf zu nehmen, wenn ich am Ende nichts Neues mehr dabei gewinne? Da sage ich: Nein, das brauche ich nicht mehr.

Sie haben selbst eine Zeit durchgemacht in Ihrem Leben, in der die Angst überhandgenommen hat. Was war passiert?

Das war zu einem guten Teil eine finanzielle Problematik. Als Bergsteiger ist man ja davon abhängig, dass man Erfolge hat, dann findet man bei den Vorträgen sein Publikum, und das finanziert die nächsten Projekte. Wenn die Dinge aber mal nicht mehr so laufen, kann man schnell in eine Abwärtsspirale geraten. Zum grundlegenden finanziellen Problem kamen eine Verletzung und Kritik von außen, die gerade dann schwer wiegt, wenn sie unberechtigt ist. Das war eine Gemengelage, die mich massiv unter Druck setzte. Ich hatte über längere Zeit immer das gleiche Rezept für solche Situationen: an den nächsten Berg gehen. Vollgas geben, und über den Erfolg rettet man sich weiter. Das war ein paar Mal gut gegangen, aber irgendwann kam der Moment, da habe ich unterwegs gemerkt: Ich habe keine Freude mehr, am Berg zu sein. Der Berg wurde zum Zwang. In letzter Konsequenz reiste ich dann frühzeitig ab, kam nach Hause, und



Allein an der Großen Zinne in den Dolomiten: Alexander Huber gehört wie sein Bruder Thomas zu den erfolgreichsten Profiberbergsteigern in Deutschland. Bekannt wurden sie unter anderem durch den Dokumentarfilm „Am Limit“.

dieses Nachhausekommen war für mich ein eklatantes Ereignis, weil ich merkte: Ich habe die Leidenschaft für das Bergsteigen verloren. Ich spürte nur noch diesen inneren Zwang, den nächsten Erfolg zu generieren. Die Erkenntnis, dass ich damit einen zentralen Lebensbaustein verloren habe, setzte mich schwer unter Druck.

Wie haben Sie weitergemacht?

Ich hatte damals auch das Selbstvertrauen verloren, begeistert von den Bergen erzählen zu können, das war ja meine Lebensgrundlage als Vortragsreferent. Damit kam die nächste Frage auf: Wie geht es überhaupt weiter? Da fällt das ganze Leben wie ein Kartenhaus zusammen. Ich hatte auch keine Lust mehr, mit Freunden zu trainieren, man will gar nicht mehr rausgehen, es könnte ja einer fragen: Was ist denn mit dir los, du bist so komisch drauf? So kam langsam die soziale Isolation dazu. Da habe ich gemerkt, so kann ich nicht weitermachen. Ich traf eine der besten Entscheidungen in meinem Leben, dass ich gesagt habe: Ich brauche jetzt einen Therapeuten, der mit solchen Situationen vertraut ist, eine Beratung von außen. Der Therapeut hat mir dann erklärt, wie wir Menschen und unsere Psyche funktionieren, und wie man aus dieser Situation einen Weg nach draußen finden kann.

Wie lange hat es gedauert, bis Sie da herauskamen?

Die erste Wirkung war sehr bald da. Es ist schon eine Erlösung, wenn man merkt, es geht nicht nur steil abwärts, man kann das Ganze auch auffangen, sich wieder auf den Weg nach oben machen. Der ganze Prozess aber dauert schon länger. In der Summe ist es eine Erfahrung, die werde ich mein Leben lang nicht vergessen. Der Zeitpunkt der Überwindung einer

derartigen Krise lässt sich schwer definieren. Ob das nach drei Monaten vorbei war oder nach einem Jahr oder nach zehn Jahren – eines ist sicher: Man vergisst so etwas nicht.

Grundsätzlich scheint das Sicherheitsbedürfnis in der Gesellschaft immer mehr zuzunehmen, der Drang, Angst zu minimieren. Haben Sie einen ähnlichen Eindruck?

Die Gesellschaft versucht, das Sicherheitsdenken immer mehr zu verstärken. Das führt dazu, dass unsere Gesellschaft derart von realen Gefahren befreit ist, dass es keine richtige natürliche Reaktion mehr darauf gibt. Wir sind Lebewesen, die sich in der Natur bewegt haben, die Auseinandersetzung mit diesen Gefahren hat zu unserem Leben beigetragen. Wenn man keine realen Gefahren mehr hat, machen sich die Ängste selbständig, dann macht man sich auf einmal über ganz andere Sachen Gedanken, vor denen man Angst haben könnte: Ich könnte an Krebs sterben, mein Nachbar war letztes so eigenartig, habe ich da was falsch gemacht? Es könnte dies, es könnte das passieren – es gibt immer Anlässe, Angst zu haben. Das sind aber oft irrealer Auslöser. Wir sind eine Angst-Gesellschaft geworden. Wenn man es mit realen Gefahren zu tun hat, ist die Wahrscheinlichkeit, dass einem die Psyche einen Streich spielt, umso niedriger. Mein Therapeut hat damals gesagt: Du bist doch ein Profi im Umgang mit Ängsten, wie machst du es beim Bergsteigen? Du setzt dich mit deinen Ängsten auseinander. Also rede mit den jeweiligen Leuten über die Probleme, die im Raum stehen, und du wirst sehen: Zu den meisten Problemen werden sich Lösungen finden. So habe ich den Weg zurück ins Leben gefunden. Verharrt man von der Angst getrieben in Schockstarre, ist es unwahrscheinlich, dass sich das Problem von selbst in Luft auflösen wird.

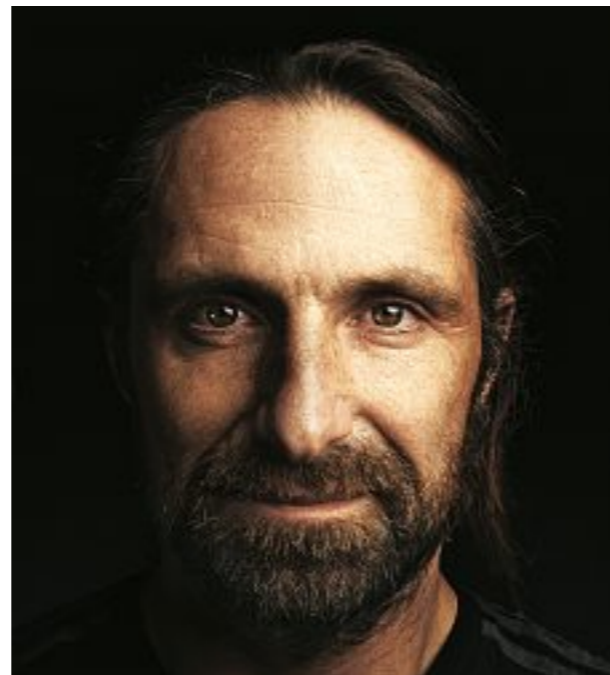
In der Corona-Krise sind bei vielen neue Ängste und Unsicherheiten entstanden. Was können wir daraus lernen?

Jetzt haben wir vor allem Sorge um ältere und physisch schwächere Menschen, weil sie besonders gefährdet sind. In dieser Situation haben sich die Jüngeren solidarisch gezeigt. Ich würde mir wünschen, dass im nächsten Jahr auch die Älteren solidarisch sind mit den Jüngeren. Wir haben in den vergangenen Jahren gesehen, wie die Jungen gezeigt haben, dass sie echte Sorge um ihre Zukunft haben, aufgrund unseres Lebensstils, des stetig steigenden Drucks und nicht zuletzt der klimatischen Veränderungen. Es wäre wichtig, dass die Generationen da wieder zusammenfinden. Es sind ja oft die Älteren, die politisch entscheidend sind, sie sollten die Sorgen der Jüngeren ernst nehmen und genauso konsequent Maßnahmen ergreifen wie jetzt in der Corona-Krise.

Und den Kampf gegen den Klimawandel verstärken?

Genau. Die Angst vor den Veränderungen ist hier echt berechtigt. Ich habe Physik studiert, war am Lehrstuhl für theoretische Meteorologie. Was man heute sieht, war auch damals schon erwartet worden, allerdings hatte man noch keine Vorstellung von der Dynamik der Veränderungen. Es ist einfach vernünftig, aus der Erkenntnis, dass sich da etwas verändert, Konsequenzen zu ziehen. Die Corona-Pandemie hat uns gezeigt, wie weit die Gesellschaft bereit ist, Einschnitte hinzunehmen. Wenn das wegen Corona geht, sollte es auch für das Klima gehen. Denn eines sollte uns allen klar sein: Die klimatischen Veränderungen haben für die Zukunft ein wesentlich weitergehendes Gefahrenpotential.

Die Fragen stellte Bernd Steinle.



FOTOS: HENZ ZAK, JAN VINCENT/RELENE

KALT ERWISCHT

Die Gazpacho ist schlicht verlockend. Die aus rohen Zutaten pürierte Suppe, die aus Andalusien stammt, ist schmackhaft, nahrhaft, preisgünstig, einfach zuzubereiten und gesund, besonders wenn man Zutaten aus natürlichem Anbau verwendet. Da sie möglichst gut gekühlt verzehrt wird, ist sie ein perfekter Begleiter in den Sommermonaten. Sie eignet sich als Stärkung am Mittag wie als Opener eines ausschweifenden Barbecues.

Von Claus Eckert (Text und Fotos)

Grundrezept für vier bis sechs Personen:

- 1 Pfund Tomaten
- 1 grüne Paprika
- 1 Salatgurke
- 1 bis 2 Knoblauchzehen
- 100 g Weißbrotstücken, leicht befeuchtet
- 100 ml Olivenöl (beste Qualität)
- 1 bis 2 EL Weißwein- oder Sherryessig
- Salz und Pfeffer, Pimenton (scharfes geräuchertes Paprikapulver)

Das Gemüse waschen, putzen, in Stücke schneiden und mit den anderen Zutaten in einer Schüssel vermengen. Nach und nach in einer Küchenmaschine sehr fein pürieren. Je nach Konsistenz etwas Wasser hinzufügen. Wer den Aufwand nicht scheut, kann die Tomaten häuten, die Kerne sollte man entfernen. Auch die Gurke schälen, die Kerne herauskratzen. Die Farbe der Paprika spielt keine große Rolle, auch sie kann gehäutet werden.

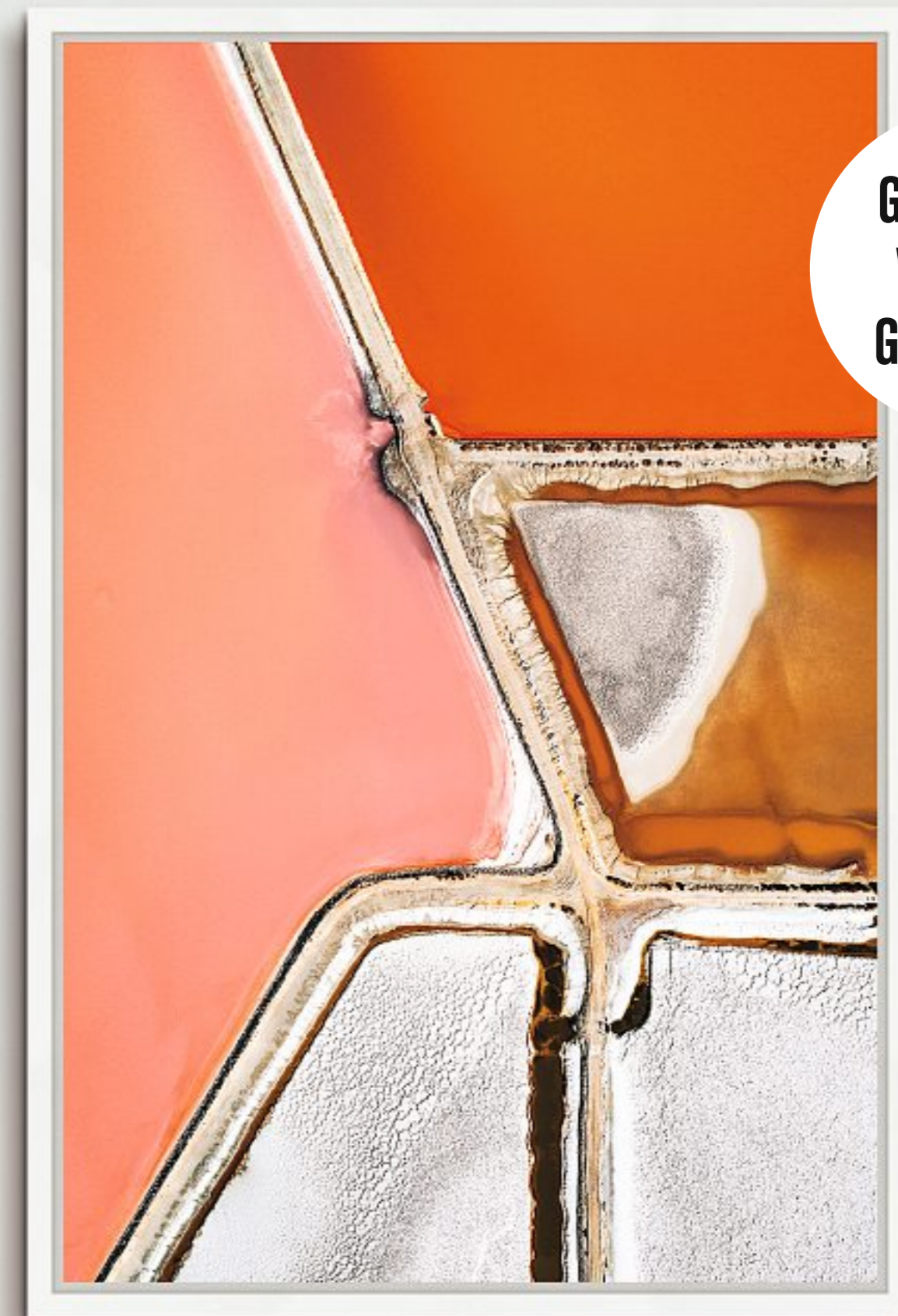
Geschmacklich lässt sich die Suppe durch ein paar Spritzer Zitrone und etwas Süße abrunden. Dazu eignet sich etwas Fruchtfleisch einer aromatischen Honigmelone. Je nach Vorliebe eine kleine rote Zwiebel und eine Chilischote mitverarbeiten.

Als Garnitur bieten sich an: geröstete Brotwürfel, gehacktes Ei, Paprika- oder Zwiebelwürfelchen, frische gehackte Kräuter. Mit einer gebratenen Garnele wird das ursprünglich einfache Landarbeitergericht zur Delikatesse.



NUR AN GUTE WÄNDE ABZUGEBEN

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 26 GALERIEN WELTWEIT.



**GALERIEN
WIEDER
GEÖFFNET**

Tom Hegen
Salt Works II
Aufl. 150, handsigniert
74,4x109,4 cm
999 €

LUMAS ART EDITIONS GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2
10587 Berlin, Änderungen und Irrtümer vorbehalten.
Interior: RUBY design_living, Berlin

LUMAS.DE

BERLIN · LONDON · NEW YORK · PARIS · WIEN · ZÜRICH
DORTMUND · DÜSSELDORF · FRANKFURT · HAMBURG · HANNOVER · KÖLN
MANNHEIM · MÜNCHEN · STUTTGART · WIESBADEN

THE LIBERATION OF ART

LUMAS⁷

Wenn die Ausgehmöglich-keiten eingeschränkt sind, zieht es viele Frankfurter abends zum natürlichen Fluchtpunkt der Stadt – an den Main. Dort üben sich Spaziergänger, Radfahrer, Jogger und Inline-Skater in mehr oder weniger friedlicher Koexistenz. In stillen Ecken ist man trotzdem ganz für sich. (nle.)



Verreisen wird in diesem Sommer schwierig. Im Garten des himmlischen Friedens im Bethmannpark im Stadtteil Nordend lässt sich das Fernweh zumindest ein bisschen lindern. Nach einem Brandanschlag wurde der Wasserpavillon dort im vergangenen Jahr von chinesischen Arbeitern rekonstruiert. (jant.)

Grüße aus

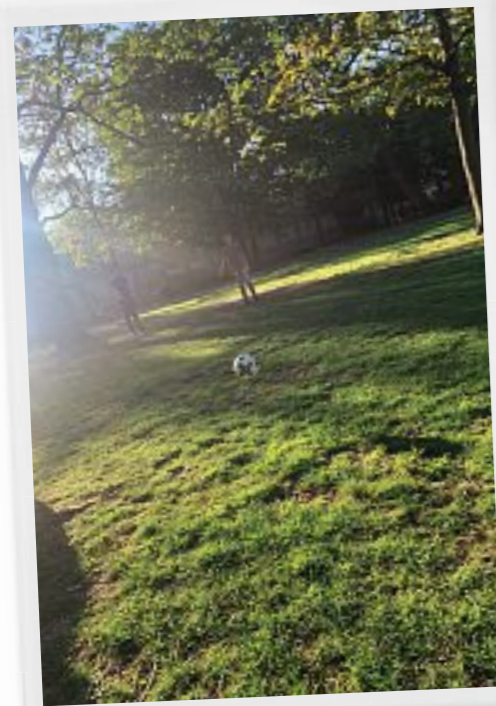


Das Schnitzel aus der Kleinmarkthalle, ein Bündel Grünzeug vom Bauernmarkt auf der Konstablerwache. Und weil man ja sonst nicht viel tun kann, ist Zeit, von Youtube die Kunst des Panierens zu lernen – und sich in den alten Streit einzuarbeiten, was außer den sieben Kräutern in die Frankfurter Grüne Soße darf. (klau.)



Das beste Eis weit und breit gibt es im Café „De Gasperi“ im westlichen Stadtteil Sindlingen. Die Inhaber aus der Nähe von Venedig machen das Eis nach altem italienischem Rezept täglich selbst. Normalerweise sitzen die Kunden auf Bänken um den Brunnen vor der Eisdiele, nun ist Mitnehmen angesagt. Egal – das Eis schmeckt überall. (ege.)

Auch wir sind in der Corona-Krise zu Hause geblieben. Und haben die Stadt aufs Neue lieben gelernt.



Der Lohrberg im Nordosten der Stadt gilt als Frankfurts Hausberg und ist das perfekte Wochenend-Ausflugsziel. Hier wächst sogar Wein! Strampelt man mit dem Fahrrad hoch, hat man sich Eis oder Apfelwein mit Blick auf die Skyline verdient. Beides gibt es in der „Lohrberg-Schänke“ auch in Corona-Zeiten – natürlich zum Mitnehmen. (lfe.)



Früh am Morgen ist es im fast 30 Hektar großen Grüneburgpark im Stadtteil Westend am schönsten. Das wissen auch die Jogger, die im großen Rund um die wenigen Überreste des im Krieg zerstörten Neuen Palais der Familie Rothschild laufen. Auch die einstige Orangerie steht nicht mehr, auf ihren Fundamenten wurde nach dem Krieg die griechisch-orthodoxe Georgioskirche errichtet. (pps.)



Daran geht kein Weg vorbei: Die Tischtennisplatten sind mit rot-weißem Band abgesperrt. Bleiben im Holzhausenpark drei kontaktarme Sportarten: Laufen (langweilig), Federball (mühsam), Fußball (yeah). Ohne Zweikampf! Einfach nur Pässe, Flanken, Torschüsse üben. Die Bäume sind dankbare Pfosten. (kai.)

Ich backe mein Brot selbst. Selten hat eine Auskunft unter Freunden so viel Verwunderung und Bewunderung hervorgerufen. Erst kam das Wie: Mit einer Brotbackmaschine? Mit dem Thermomix? Dann folgte das Wozu: Traust du dich nicht mehr aus dem Haus wegen Corona? Musst du sparen? Hast du sonst nichts zu tun? Alles falsch. Ein ordentliches Brot wird mit frisch gemahlenem Mehl, Wasser, Salz, Sauerteig und mit der Hand gemacht. Weil es so gut schmeckt. Und weil es gesund ist – oder zumindest nicht krank machen kann, weil der Hobbybäcker weiß, woraus sein Brot besteht.

Einen Bäcker in Deutschland zu finden ist so einfach wie eine Espresso-Bar in Italien. Es gibt in Deutschland 10.000 Bäckerbetriebe und 46.000 Verkaufsstellen. Zum Vergleich: Die Apothekendichte ist weniger als halb so groß. Doch was die meisten Bäckereien verkaufen, schmeckt oft längst nicht so gut wie das Brot, das man selbst macht. Das liegt schon an den Zutaten. Damit es schnell geht, Masse hergestellt werden kann, die Teigmaschinen gut laufen und das Sortiment vielfältig ist, verwenden viele Bäcker Backmischungen. Im besten Fall ist das ein Sack mit Mehl, Trockenhefe und Salz, den der Bäcker mit Wasser und frischer Hefe erweitert. Aber dabei bleibt es häufig nicht. Bis zu 200 Zusatzstoffe dürfen dem Brot beigemischt sein. Ob Phosphate, Maltodextrin, Cystein, Ascorbinsäure oder Diglyceride: Appetitlich klingt das alles nicht. Bei einigen Stoffen gibt es wissenschaftliche Nachweise, dass sie dem Körper zumindest nicht guttun.

Nun gibt es unter Bäckern genauso auch Gute wie unter Kaffeeröstern, Bauern oder Winzern. Wer in seinem Stadtviertel einmal ein saftiges, dichtes und dennoch lockeres Brot gefunden hat, das sich mehrere Tage gut hält, der weiß das. Im Saarland könnte es zum Beispiel ein Brot von Ute Olk gewesen sein. Die gelernte Bäckerin, deren Vater ihr das Handwerk beibrachte, mahlt seit 40 Jahren konsequent Getreide, um frisches Mehl als wichtige Zutat zu haben. Sauerteig sei „der Einstieg“ gewesen, es sollte „so natürlich wie möglich“ sein, sagt die 79 Jahre alte Saarländerin. Seit vielen Jahren gibt sie auch Brotback-Kurse – und wird „von Anfragen überrannt“.

Ihre Kursteilnehmer können jedenfalls die Suche nach einem guten Bäcker einstellen. Sie backen ihr Brot selbst. In den meisten Haushalten dürfte alles vorhanden sein, was man dafür braucht. Bis auf eine Ausnahme: eine Getreidemühle. Für Körner gilt das Gleiche wie für Kaffee: Frisch gemahlen riecht und schmeckt das Produkt am Ende besser. Im Fall von Getreide kommt noch etwas anderes hinzu. Nach dem Mahlen verliert das Mehl schon nach wenigen Stunden Nährstoffe, zudem wird es irgendwann ranzig. Beides versuchen industrielle Großmühlen bei der Herstellung von Vollkornmehl zu verhindern, indem sie die Körner langsam mahlen.

Wer eine Küchenmaschine besitzt, kann es erst mal mit einem Aufsatz probieren, der Getreide mahlt. Da in unserer Küche ein Kitchenaid-Gerät steht, haben wir die Original-Erweiterung für 200 Euro ausprobiert. Das Modul ist komplett aus Edelstahl und so einfach zu bedienen, dass nicht mal eine Bedienungsanleitung beiliegt. Die Körner werden bei Bedarf sehr fein gemahlen, allerdings sitzt im Inneren des Aufsatzes ein Stahlmahlwerk, das die Körner eher quetscht und die Schale zerschneidet, sodass mehr Kleie als bei einer Steinmühle übrig bleiben kann. Und das Mahlen dauert. Für 55 Gramm feinstes Dinkelmehl brauchte die Kitchenaid sechseinhalb Minuten. Schneller und besser ist der Aufsatz von Mockmill für 200 Euro, weil er mit Mahlsteinen arbeitet. In fünf Minuten wurden aus 180 Gramm Dinkel feinstes Mehl. Wer keine Küchenmaschine besitzt, auf den der Aufsatz passt, findet bei Mockmill mehrere Getreidemöhlen. Die in Buchenholz gekleidete Mockmill 100 Lino für 380 Euro mit einem 360 Watt starken Motor und Mahlsteinen aus Korund-Keramik schafft in eineinviertel Minuten 100 Gramm.



Schnittweise: Am Tag zuvor wurden die Körner noch frisch gemahlen – jetzt kann die Brotzeit beginnen.

MEIN BROTERWERB

Nicht erst seit der Corona-Krise konzentrieren sich viele auf das Wesentliche – und backen zu Hause ihr eigenes Brot. Von Marco Dettweiler

Wolfgang Mock kommt zur Zeit kaum hinterher mit der Produktion seiner Mühlen – die Nachfrage sei seit der Corona-Krise noch einmal stark gestiegen, auch in Amerika. Der Online-Verkauf von Getreide verzögert sich ebenfalls. „Aufgrund der großen Nachfrage kann die Bestellung bis zu 14 Tage dauern“, liest man in Internet-Shops immer wieder. Einige Anbieter können Weizen und andere Körner erst im September wieder liefern.

Nicht nur aus ökonomischen Gründen freut sich Wolfgang Mock über diese Entwicklung. „Ich mahle seit 40 Jahren mein Getreide frisch“, sagt er und macht kein Hehl daraus, dass er die Welt mit seiner Vorstellung von gutem Brot missionieren will. Mock veranstaltet Seminare, reist durch die Welt und holt für Workshops Bäcker aus Kalifornien nach Hessen, die in der Szene angesagt sind. Der studierte Psychologe erzählt gerne die historische Begebenheit, wonach im Römischen Reich die Tagesration eines Soldaten 850 Gramm Weizen betragen habe. „Jede Gruppe von acht bis zehn römischen Soldaten besaß eine Handmühle, mit der sie jeden Tag frisch ihr Schrotmehl für den Getreidebrei und die Brotladen herstellte.“

In unserer Küche wurde ganz friedlich erst einmal eine Handvoll Körner gemahlen. Denn alles beginnt mit einem Starter, aus dem ein Spontansauerteig hergestellt wird. Dazu werden 50 Gramm Mehl mit 50 Gramm Wasser vermischt, das Anstellgut wird für bis zu 18 Stunden bei knapp 30 Grad warm gestellt. Oder mehr als 20 Stunden bei knapp 20 Grad – bezüglich der Temperatur herrscht Uneinigkeit unter den Fachleuten. Ute Olk bevorzugt die zuerst genannte Methode. Lutz Geißler, dessen Plätzblog zum Thema Brotbacken zu den besten Informationsquellen in Deutschland gehört, empfiehlt in seinen Rezepten die Gärmethode für Sauerteig mit niedriger Temperatur.

Wenn der Sauerteig geht, werden Milchsäurebakterien aktiv, weil sie durch den im Mehl enthaltenen Zucker

Futter bekommen haben. Der Zucker wird zu Milchsäure, Essigsäure und Kohlendioxid vergoren. Damit den Bakterien nicht das Futter ausgeht, wird das Anstellgut noch zweimal mit Mehl und Wasser vermengt, bis der Starter ein Gewicht von etwa 600 Gramm erreicht hat. Während des Gärungsprozesses bilden sich Bläschen, das Volumen verdoppelt sich.

Der Sauerteig als Grundlage für Brot ist ein Klassiker. Es gibt noch eine zweite Variante, den Teig gären zu lassen. Hefe- oder Fermentwasser besteht aus knapp einem Liter Wasser, 50 Gramm Zucker und zwei Datteln. Dieser Mischung werden nach vier Tagen noch einmal Zucker und eine weitere Dattel als Futter für die Bakterien zugegeben. Schüttelt man das Glas jeden Tag mehrmals, ist der Sauerteigersatz nach acht Tagen fertig. Die Mikroorganismen und Hefen, die auf den Datteln sitzen, vergnügen sich am Zucker und leiten die Gärung ein.

Egal ob Sauerteig oder Hefewasser: Jetzt geht es weiter mit der Teigführung. Mehl und Wasser werden mit dem Anstellgut (dem Starter) vermengt und in Ruhe gelassen. Je nach Temperatur bis zu 20 Stunden. Dann kommen weiteres Mehl und Wasser dazu, um abermals dem Teig etwas Ruhe zu gönnen. In Rezepten taucht an diesen Stellen dann das Wort „Gare“ auf. Es heißt Stockgare, wenn der Teig dabei in der Schüssel ruht, und Stockgare, wenn er schon in der Backform verweilt, in der das Brot gebacken wird. Im Backofen gilt es, am Anfang viel Hitze zu geben, um bei 200 Grad etwa eine Dreiviertelstunde das Brot fertig zu backen.

Wer sich an die Regeln hält, geduldig bleibt und in der Küche schon Erfahrung mit Teig gesammelt hat, wird schon bei den ersten Versuchen des Brotbackens Erfolg ernten. Dann liegt ein selbst gebackenes Brot vor einem – und vor lauter Stolz vergisst man fast, sich eine Scheibe davon abzuschneiden.



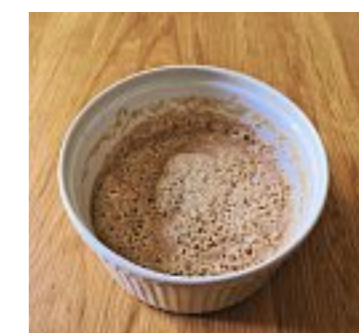
Frisches Mehl gibt dem Brot den besonderen Geschmack.



Das Anstellgut war selbst mal Sauerteig – und wird es nun wieder.



Hefewasser ist als Grundlage für das Brot eine Alternative zu Sauerteig.



Der Sauerteig verdoppelt beim Gärungsprozess sein Volumen.



Nun ist die Stockgare des Teigs dran: Ruhe in der Schüssel.

„FLEISCH FEHLT NIE IN MEINEM KÜHLSCHRANK“



In einer Woche sollte **Ben Dolic** mit seinem Lied „Violent Thing“ Deutschland beim Eurovision Song Contest (ESC) vertreten. Der ESC wurde abgesagt. Stattdessen ist der gebürtige Slowene, der am Montag 23 Jahre alt wurde, am 16. Mai in der Fernsehshow „Europe Shine a Light“ zu sehen. Dolic stand schon mit zwölf Jahren bei der slowenischen Version von „Das Supertalent“ auf der Bühne und schaffte es bis ins Halbfinale. Mit 18 zog er mit seinen Eltern in die Schweiz. Seinen größten Erfolg feierte der Wahl-Berliner 2018, als er bei „The Voice of Germany“ Platz zwei erreichte.

Was essen Sie zum Frühstück?

Meistens Eier mit Schinken. Dazu trinke ich Tee oder Wasser.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Da ich viel unterwegs bin, ist es am einfachsten, wenn ich online einkaufe. Bestimmte Marken habe ich nicht, aber ich mag die Seite asos.com.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Ein roter Pullover, den mir meine Oma geschenkt hat. Den hat sie früher selbst getragen, er ist bestimmt 30 Jahre alt.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Ich schreibe kaum Briefe mit der Hand. Der letzte war ein Liebesbrief zum Geburtstag meiner Freundin Laura im vergangenen Jahr.

Welches Buch hat Sie im Leben am meisten beeindruckt?

Ich mag „Der Herr der Ringe“ von J. R. R. Tolkien. Besonders beeindruckt hat mich eine Sammlung unvollendeter Werke von Tolkien. In „Das Silmarillion“ wird unter anderem die Vorgeschichte zu „Der Hobbit“ und „Der Herr der Ringe“ erzählt.

Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

Ich habe keinen Fernseher und lese auch keine bestimmte Zeitung. Dafür habe ich zu wenig Zeit. Ich informiere mich übers Internet, schaue mir zum Beispiel verschiedene Seiten von Zeitungen an und verfolge die News auf sozialen Medien.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Essen. Ich liebe Essen. Wir kochen auch gerne, meine Freundin kocht aber öfter als ich.

Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

Bei dem Netflix-Film „Marriage Story“. Es geht um ein Ehepaar, das sich trennt und anfängt, erbittert darum zu kämpfen, bei wem der Sohn künftig leben soll. Eine sehr traurige Geschichte, die mich an meine Familie erinnert hat.

Sind Sie abergläubisch?

Nein. In meiner Heimat Slowenien gibt es sehr viele Menschen, die abergläubisch sind. Ich war es vielleicht als Kind ein bisschen, vor allem wenn ich Angst hatte. Aber das ist lange vorbei.

Worüber können Sie lachen?

Ich lache am meisten über Memes auf Instagram und Youtube. Die sind sehr kreativ, und jede Woche gibt es ein neues Thema.

Ihr Lieblingsvornahme?

Oskar. Ich weiß nicht warum, aber der ist einfach schön.

Ben mag ich auch, weil ich Figuren wie Ben Solo oder Ben Kenobi aus „Star Wars“ damit verbinde.

Machen Sie eine Mittagspause?

Auf jeden Fall. Immer. Außer wenn ich im Studio bin, sonst kochen wir zu Hause.

In welchem Land würden Sie gerne leben?

In Deutschland.

Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Fleisch, ich liebe Fleisch. Schinken, Würste, Steaks, ganz egal. Hauptsache Fleisch.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Ich habe keinen Führerschein und auch kein Auto. Für mich ist es ganz normal, Bus und Bahn zu fahren.

Was ist Ihr größtes Talent?

Singen. Aber vielleicht entdecke ich in den nächsten Jahren noch ein zweites Talent an mir.

Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

Manchmal gehe ich über eine rote Ampel.

Welcher historischen Person würden Sie gerne begegnen?

Michael Jackson. Er ist mein großes Vorbild. Einen Tag mit ihm zu verbringen wäre phantastisch.

Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Ich trage manchmal ein paar Ringe. Eine Uhr brauche ich nicht, die Uhrzeit habe ich auf dem Mobiltelefon.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Made for Men von Bruno Banani.

Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Im vergangenen Sommer waren meine Freundin und ich für zwei Wochen in den Niederlanden. Wir haben verschiedene Mitglieder ihrer Familie besucht und sind dafür durchs ganze Land gereist.

Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Post Malone in Zürich.

Was fehlt Ihnen zum Glück?

Im Moment nichts. Ich bin glücklich, dass ich trotz Corona Musik machen kann. Wir haben gerade erst einen neuen Song aufgenommen. Da habe ich wirklich Glück.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Wasser oder Tee, ohne Zucker.

Aufgezeichnet von Peter-Philipp Schmitt.

FOTOPA

Jeder Wein erzählt eine Geschichte. Man muss nur gut zuhören.

Weine aus deutschen Regionen: Qualität, die man schmeckt.



Die 13 deutschen Weinregionen sind geschützte Ursprungsbezeichnungen.

Weine aus deutschen Anbaugebieten überzeugen nicht nur mit außergewöhnlichem Geschmack, sondern auch mit höchster Qualität. Das garantiert auch die Europäische Union, die alle 13 deutschen Weinregionen als geschützte Ursprungsbezeichnungen anerkannt hat. Weitere Informationen: www.weine-mit-herkunft.de

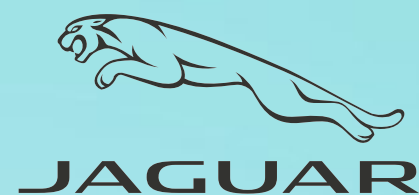


Willkommen
in besten Lagen.

deutscheweine.de

DER NEUE JAGUAR F-TYPE

FASTEN YOUR SEAT BELT.



Der neue Jaguar F-TYPE verkörpert legendäre Rennsport-Tradition. Mit bis zu 423 kW (575 PS), einer aktiven Sportabgasanlage mit Klappensteuerung und konfigurierbarem Dynamic-Modus bietet er perfektes Handling und unübertroffenen Fahrspaß.

jaguar.de

Jaguar F-TYPE R AWD Coupé 5.0 Liter V8 Kompressor mit 423 kW (575 PS) Automatik; Kraftstoffverbrauch l/100 km: 15,7 (innerorts); 8,3 (außerorts); 11,0 (kombiniert); CO₂-Emissionen in g/km: 252; CO₂-Effizienzklasse: G (gem. VO [EG] Nr. 692/2008).

Beispielhafte Abbildung eines Fahrzeuges der Baureihe. Die Ausstattungsmerkmale des abgebildeten Fahrzeuges sind nicht Bestandteil des Angebotes.